Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit
6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt
9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Calvin.

Culturhistorischer Roman

von

Th. König.

Was Luther für Deutschland,
Das war Calvin für sein Volk:
Der theure Mann Gottes!

Zweiter Theil.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1861.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Achtzehntes Kapitel.

Calvin hatte das Versprechen, welches er dem Canonicus von Angoulême gegeben, — nicht vergessen. „Wird das Evangelium in Frankreich unterdrückt“ — so hatte er ihm zugesagt — „so werde ich den Wanderstab ergreifen und dich rufen!“ —

Ob du Tillet dem Rufe folgen würde, daran zweifelte er keinen Augenblick. Er war ja gewöhnt, auf alle seine Anhänger eine solche Zaubergewalt auszuüben und ein solch schwärmerisches Feuer in ihren Herzen zu entzünden, daß er ihre Aufopferungslust eher dämpfen, als schüren mußte.

Um dem Canonicus die Vereinigung zu erleichtern, reiste er von Paris nach Orleans, wo er überdies seine kleine Schrift gegen die Wiedertäufer

herauszugeben beabsichtigte. Von dort aus schrieb er an ihn, theilte ihm seinen Entschluß, das Vaterland zu verlassen und nach Basel zu ziehen, mit und ermahnte ihn, sich noch einmal ernstlich zu prüfen, ob er auch stark und muthig genug sei, sein behagliches Leben zu opfern, um das Kreuz des Herrn auf sich zu nehmen. —

Nach Verlauf einer Woche erhielt er Antwort von du Tillet. Der Enthusiast beklagte sich über das Mißtrauen, welches in Calvin's Mahnung verborgen liege, und versprach, sogleich sein Haus zu bestellen, um dann unbedenklich und mit froher Zuversicht an seines Meisters Selbstverbannung Theil zu nehmen. Auch traf er wenige Tage darauf, gerade als der Druck des Calvin'schen Werkchens beendigt war, in Orleans ein, wie ein Seigneur zur Reise gerüstet, auf einem stattlichen Pferde, von zwei bewaffneten und berittenen Dienern begleitet. Die einfarbige dunkle Tracht eines Lutheraners, welche er angelegt, stach grell gegen sein rothes, heiteres Gesicht, gegen seine stolze Haltung und seine lebhaften und vornehmen Bewegungen ab.

„Es wird eine Zeit kommen“ — sprach er, nachdem er Calvin die Hand gereicht, mit Emphase — „wo ich deine Hingebung an die heilige Sache des Herrn auf die Probe stellen werde! — Dies sind deine Worte; ich erinnere dich daran. Hier bin ich, die Probe zu bestehen!“

Calvin schaute ihn mit seinem durchdringenden Blicke an und sagte: „Der Herr verleihe uns beiden Kraft und Ausdauer; denn gar oft ist wohl der Geist des Menschen willig, aber das Fleisch ist schwach.“ —

Wir haben diese Begrüßung der beiden Freunde hier wörtlich angeführt, weil die Worte Calvin's Zeugniß von seiner tiefen, wunderbaren Menschenkenntniß ablegen. Er, dessen Seele noch tief gerührt und erschüttert war von den Beispielen heroischen Glaubensmuthes und kühnster Todesverachtung, wie er sie in Paris gesehen, der eigentlich auch noch gar keine Ursache hatte, an du Tillet's Muth und Hingebung zu zweifeln, verrieth hier doch schon unwillkürlich eine Besorgniß, welche die Zukunft leider! rechtfertigen sollte. —

Du Tillet war Nachmittags in Orleans angelangt. Den Rest des Tages brachten die Freunde meist getrennt von einander zu. Calvin mußte sich zur Reise rüsten, ein Pferd kaufen und Abschied von seinen Freunden nehmen. Du Tillet schlenderte in der Stadt herum, that sich gütlich in einigen Weinschenken und lauschte auf die Neuigkeiten und Gerüchte, welche Reisende von Paris mitbrachten.

Am nächsten Morgen mit Sonnenaufgang reisten sie ab. Calvin war düster und gedankenvoll, du Tillet heiter und gesprächig. Als sie das Stadtthor hinter sich hatten, begann du Tillet: „Wir müssen unsern Weg durch die Lorraine nehmen. Im Süden treibt sich, wie ich gestern gehört, überall räuberisches Gesindel umher, Schweizer und Lanzknechte, welche zu den Fahnen unsers Königs gelaufen kommen. Der allerchristlichste König Franz nämlich hat, wie ich gestern von einem Reisenden erfahren, einen Bund mit dem türkischen Sultan geschlossen, um den deutschen Kaiser, also das Haupt der abendländischen Christenheit, zu bekriegen.“

„Es ist mir gleichgültig, welchen Weg wir ein-

schlagen" — versetzte Calvin — „Daß König Franz den deutschen Kaiser wieder bekriegen und in Italien einfallen will, habe auch ich gehört und mag ich gern glauben. Daß er aber zu diesem Zwecke sich mit dem ärgsten Feinde der Christenheit verbinden sollte, er, der unterwürfigste Sklave des Papstes und seiner Pfaffen, das scheint mir unglaublich."

„O, ich traue dem ritterlichen Franz noch ganz andere Dinge zu!" — rief du Tillet — „Er, der mit den protestantischen Fürsten Deutschlands in ein Bündniß tritt, während er die Protestanten seines Landes mit Feuer und Schwert vertilgt, könnte sich ebensogut mit dem Teufel gegen den Papst verbinden!"

„Er ist ein treuloser Mann" — sagte Calvin nachdenklich — „Aber siehst du nicht, wie der Herr ihn gerade auch durch die Treulosigkeit Andrer straft? War es nicht der Abfall Karls von Bourbon, des Connetable von Frankreich, welcher dem Kaiser im ersten Kriege zum Siege verhalf und den König in die Hände seines Feindes lieferte? Und war es

nicht die Abtrünnigkeit des Genuesen Doria, welche über den Erfolg von Franzens zweitem Feldzuge entschied? Und hat ihn nicht Gott auch dadurch gestraft, daß er den Papst Clemens VII., mit dessen Nichte, Catharina von Medicis, er seinen Sohn Heinrich vermählt hat, so zeitig sterben ließ und dadurch die gehoffte Frucht solcher Verbindung vereitelte? Und Gott wird ihn noch weiter strafen, wird alle seine Plane scheitern lassen und seinen Durst nach Ruhm nicht stillen. Ich habe den Herrn zum Zeugen und Rächer angerufen, als dieser grausame König an der Spitze der Procession Paris durchzog und mit heiterm Antlitz dem Opfertode meiner Glaubensbrüder zuschaute!"

„Du hast versprochen, mir jene schrecklichen Ereignisse, welche dich aus Paris vertrieben haben, ausführlich zu erzählen" — sagte du Tillet.

„Ja, das will ich thun" — versetzte Calvin — „Und wahrlich! du wirst dich, meine Erzählung anhörend, in die Zeiten römischer Tyrannei und christlichen Märtyrerthums zurückversetzt glauben."

Der Canonicus hörte die wahrheitsgetreue Erzählung mit tiefer Erschütterung an und unterbrach sie durch zahlreiche Ausrufe der Trauer, der Bewunderung und Begeisterung. Mit Thränen im Auge beklagte er, als Calvin seine Erzählung beendigt hatte, das Schicksal der glaubensmuthigen Schlachtopfer, pries dann ihre Todesverachtung, verfluchte Morin, das Ungeheuer, und betheuerte auf's Neue seine unbegrenzte Hingebung an den unterdrückten und verketzerten Glauben.

Calvin's Aufmerksamkeit war indeß auf einen andern Gegenstand gezogen worden. Der eine von du Tillet's Dienern, welcher Anfangs mit dem andern eine Strecke voraus geritten war, hatte sein Pferd angehalten, war abgestiegen, hatte sein Sattelzeug und Gepäck untersucht und sich dabei so lange aufgehalten, daß Calvin und du Tillet, als jener wieder zu Pferde stieg, dicht hinter ihm waren.

Seitdem war er in ihrer Nähe geblieben und hatte sowohl die Erzählung Calvin's als die Expectorationen des Canonicus mit angehört. Am Schlusse der letztern jedoch sprengte er plötzlich

wieder voran, und Calvin bemerkte deutlich, daß er sich bekreuzte.

„Das Benehmen dieses Menschen kommt mir verdächtig vor“ — sagte Calvin, indem er mit dem Finger auf den Dahinsprengenden deutete — „Wie kommt es, daß du einen Katholiken zu deinem Diener gewählt hast?“

„Paturot ein Katholik?“ — fragte du Tillet, verwundert — „Er ist vielmehr ein so eifriger Protestant, daß er sich erboten, mir auf dieser Reise ohne Lohn zu dienen, um die Gefahren zu theilen, welche ich im Dienste des Evangeliums werde bestehen müssen.“

„Ich sah aber deutlich, wie er, davonsprengend, sich bekreuzte.“

„Ich möchte schwören, daß du dich getäuscht hast!“

„Eure Rede aber sei: Ja, ja, Nein, nein; was drüber ist, ist vom Uebel!“ — versetzte Calvin, in tadelndem Tone — „Uebrigens bin ich fest überzeugt, daß ich mich nicht getäuscht habe. Und ich rathe dir ernstlich, diesen Menschen sorgfältig zu

überwachen. Seine Treulosigkeit könnte uns auf unserer Reise in mehr als einer Beziehung sehr gefährlich werden."

„Ich stehe für ihn, so wie für mich selbst!" — rief du Tillet, ohne zu ahnen, welch schlimme Vorbedeutung in seiner Betheuerung lag. —

In der nächsten Herberge, wo sie Mittag machten, rief der Canonicus den Diener herbei und sagte zu ihm: „Paturot, Meister Calvin glaubt gesehen zu haben, daß du dich bekreuzt hast."

Paturot, ohne die geringste Ueberraschung oder Verlegenheit zu verrathen, senkte seinen Kopf auf die Brust und sagte mit reuiger Miene: „Doch wieder? Und immer wieder? — Wann endlich wird der Herr meine Seele von den Banden des abscheulichen Papstthums gänzlich erlösen?"

„Wiewohl ich nun zugeben muß, daß du dich nicht getäuscht hast" — sprach du Tillet zu Calvin — „so wirst du deinerseits gewiß eingestehen, daß die Treuherzigkeit seines Geständnisses eben nicht zu Gunsten deines Verdachtes spricht. Paturot's Sünde besteht allein darin, daß er einer langjähri-

gen Angewöhnung noch nicht völlig Meister geworden ist.“

Calvin entgegnete nichts, beschloß aber bei sich, den ihm immer noch verdächtigen Menschen scharf im Auge zu behalten. Paturot's treuherzige Miene täuschte ihn nicht, vielmehr glaubte er in seiner Physiognomie einen starken Zug der Verschmitztheit zu erkennen. Davon aber war er ganz fest überzeugt, daß dieser Mensch kein aufrichtiger Bekenner des Evangeliums sei.

Die Treulosigkeit Paturot's konnte in der That für die beiden Reisenden höchst gefährlich werden. Die grausame Verfolgung gegen die Lutheraner beschränkte sich nicht allein auf Paris. Der Fanatismus war rege im ganzen Lande. Paturot durfte unterwegs nur verrathen, wer sie wären, so waren sie der größten Gefahr ausgesetzt.

Gleichwohl hütete sich Calvin, seine Bedenken und Besorgnisse dem Canonicus aufzudringen. Du Tillet war von so lebhaftem Temperament und besaß so wenig Selbstbeherrschung, daß, wäre er von Calvin's Mißtrauen ernstlich angesteckt worden, er

dasselbe sehr bald verrathen haben würde. Dadurch aber würde er Paturot nur gereizt und zu größerer Vorsicht bewogen haben, ohne die Gefahr zu beseitigen. Calvin traf eine andere Vorsichtsmaßregel.

Der zweite der sie begleitenden Diener, Gilbert mit Namen, war ihm von Claix her bekannt. Ihn hielt er für treu und ergeben; und ihm vertraute er sich. In der ersten Nachtherberge zog er ihn, unbemerkt, bei Seite und empfahl ihm die strengste Ueberwachung seines Gefährten.

„Ich kenne Paturot nur wenig" — versetzte Gilbert, ein Mann von sehr gesetztem Wesen mit röthlichem Haar und klugen blauen Augen — „er war immer in Angoulême, und ich, wie Ihr wisset, zu Claix. Aber ich traue ihm auch nicht. Heute morgen ist er zurückgeblieben, um Euch zu behorchen. Und dann hat er mich gefragt, ob ich im Auslande bei unserm Herrn bleiben würde, und ob dieser auch so viel Geld mitgenommen habe, um uns anständig löhnen zu können. Auch habe ich heute früh papistische Untugenden an ihm entdeckt. Wenn ich aus Alledem einen Schluß ziehen darf, so muß ich

sagen: Paturot, mein Kamerad, ist eine zweideutige Person und muß sorgsam im Auge behalten werden. Indeß, hoff' ich, ist Gilbert der Mann, seiner Schlauheit die Spitze zu bieten. Verlasset Euch auf meine Wachsamkeit. Der Herr bewahre mich vor der Sünde des Dünkels; aber ich glaube Euch versichern zu können, daß das Vertrauen, womit Ihr mich beehrt habt, auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen ist!"

Calvin's Befürchtungen schienen sich indeß als unbegründet erweisen zu wollen. Sie legten eine Strecke nach der andern zurück, und es verging ein Tag nach dem andern, ohne daß sein Verdacht gegen Paturot's Ehrlichkeit neue Nahrung erhielt. Und selbst Gilbert erklärte am Ende: „Ich fürchte, wir haben Paturot Unrecht gethan, Meister Calvin. Er ist ein Schwätzer, aber kein unrechter Mann. Auch habe ich ihn im Glauben examinirt und gefunden, daß er die Bibel kennt und die Heiligen verleugnet. Für alle Fälle aber werde ich fortfahren, ihm auf die Finger zu sehn; verlaßt Euch darauf." —

So gelangten die Reisenden bis in die Nähe von Metz, wo sie in einer für jene Zeit höchst anständigen Herberge einkehrten, um der Nachtruhe zu pflegen.

Da sie den Aufenthalt in Städten stets vorsichtig vermieden hatten, so waren sie genöthigt gewesen, fast immer in ärmlichen Herbergen zu übernachten und sich mit dürftigen, oft kaum genießbaren Speisen zu begnügen. Dem an eine vorzügliche Tafel gewöhnten Canonicus war diese Kasteiung sehr schwer gefallen. Und als er an jenem Abende in die Gaststube trat, und ihm der liebliche Duft einer reichhaltigen Küche entgegenströmte, da fühlte er ein ganz unbeschreibliches Behagen. Der Genuß eines vorzüglichen Wildbratens und eines Weines, wie ihn sein Keller in Claix kaum edler enthielt, steigerte sein Wohlbehagen bis zur Ausgelassenheit, und in dieser gehobenen Stimmung befahl er dem dienstbereiten Wirthe, auch seine Diener mit dem edlen Getränke gehörig zu laben.

„Du bist heute sehr ausgelassen“ — sagte der enthaltsame und strenge Calvin.

„Der Wein, sagt selbst David, erfreut des Menschen Herz„ — versetzte der Canonicus, dessen Weinlaune ihn bis zur Opposition gegen Calvin stachelte — „Freut euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden, sagt Paulus. Und Salomo, der Weise, spricht: Es giebt eine Zeit zu lachen, und eine zu weinen. Endlich aber hat selbst unser Heiland bei einer Hochzeit den allerbesten Wein aufgetischt. — Du siehst, ich richte mich nach Autoritäten.„

Calvin nahm den Scherz übel auf. Er betrachtete den Gefährten mit einem strengen, tadelnden Blicke und sagte: „Ich meinerseits kann nicht lustig sein, wenn ich weiß, wie Tausende meiner Brüder leiden. Auch sind aus der Weltlust fast alle Sünden hervorgegangen." — Nach diesen Worten stand er auf und ging nach der Schlafkammer, wohin ihm der eingeschüchterte Canonicus bald folgte.

Die beiden Diener saßen indeß noch lange bei ihren Krügen. Gilbert, obwohl ein eifriger Protestant, besaß doch, aus der Schule des Canonicus

hervorgegangen, die gewöhnliche Enthaltsamkeit und Sittenstrenge der französischen Lutheraner nicht. Er war noch nie verfolgt und gedrückt worden und nahm das Leben noch leicht. Er genoß die Gaben Gottes mit vollkommener Seelenruhe und fühlte sich nach der langen Entbehrung nicht verpflichtet, seiner Laune einen Zügel anzulegen oder mit peinlicher Sorgfalt über das Maaß seiner Genüsse zu wachen, um so weniger, als ihm Paturot, sein Kamerad, mit gutem Beispiel voranging. Auch Paturot aß und trank nach Herzenslust, scherzte und lachte und benahm sich in jeder Beziehung so liebenswürdig gegen seinen Gefährten, daß diesen am Ende eine nagende Reue wegen seines Argwohns gegen Paturot beschlich, und daß er das lästige Gefühl durch ein ehrliches Geständniß zu bannen suchte.

Paturot lachte und bestellte noch einen Krug, um die ihm zugefügte Kränkung aus seiner Erinnerung hinwegzuspülen. Dieser letzte Krug genügte, seinen Gefährten aus dem Reiche der Wirklichkeit in das Reich der Träume hinüberzuführen, worauf

ihn Paturot mitleidig am Arme erfaßte und nach der Schlafkammer führte. —

Am andern Morgen war Calvin, wie gewöhnlich, der Erste, der erwachte und sein Lager verließ. Er wusch sich und kleidete sich an, ohne, wie sonst immer, den Canonicus zu wecken. Es war noch sehr früh, und Calvin wollte die Zeit bis zum Erwachen seines Gefährten zum Studium benützen. Er suchte nach seinem Reisesack, welcher einige Bücher, seine Kleider und sein kleines Vermögen enthielt. Der Reisesack war so wenig, als der seines Gefährten, zu finden.

Calvin erschrak. Bis zum vorhergehenden Abende hatte er in Folge seines Mißtrauens gegen Paturot stets dafür gesorgt, daß ihre Habseligkeiten über Nacht immer in ihrer Schlafkammer niedergelegt würden. Und nur der Unwille über des Freundes Ausgelassenheit hatte ihn diesmal diese Sorge vergessen lassen. Mit schlimmer Ahnung eilte er nach der Schlafkammer der beiden Diener. Auch hier fand er die Reisesäcke nicht, und von den

beiden Dienern fand er nur den einen, den schnarchenden Gilbert.

Er ergriff ihn am Arm und schüttelte und rief ihn. Gilbert richtete sich mühsam auf und rieb sich die Augen.

„Wo sind unsere Reisesäcke, und wo ist Paturot?“ — rief Calvin.

Wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, sprang Gilbert empor. „Die Reisesäcke — Paturot“ — stammelte er, und dann rannte er mit entsetzter Miene aus der Kammer.

Calvin ging ihm nach — nach dem Stalle. Als er dort anlangte, trat ihm Gilbert, Hände ringend, entgegen und rief: „O, auch die Pferde, alle vier, alle vier! Und ich Elender bin Schuld an Allem! O, wäre ich doch lieber an dem verfluchten Weine erstickt!“

Calvin begriff sogleich den Zusammenhang. Er überließ den Unglücklichen seiner Reue und Zerknirschung und kehrte langsam zu dem noch schlafenden Gefährten zurück.

Er schüttelte und rief ihn, wie er mit Gilbert

gethan. „Räuber, Mörder!“ — schrie du Tillet, auffahrend, und als er dann erwacht war und Calvin vor sich sah, sagte er, seinen Ausruf erklärend: „Mir träumte soeben, Paturot hätte uns verrathen, und Morin's Häscher kämen, mich zu ergreifen!“

„Wir sind zwar noch frei, aber wir sind Bettler!“ — versetzte Calvin.

Der Canonicus starrte ihn sprachlos an; Calvin aber fuhr fort: „Paturot hat Gilbert betrunken gemacht und uns geplündert. Er ist mit unsern Pferden und all unserer Habe entflohen.“

„Ha, so soll mir der Schurke Gilbert dafür büßen!“ — rief du Tillet, indem er aufsprang und sich anzukleiden begann.

Calvin betrachtete ihn mit einem Blicke stolzer Ueberlegenheit und sagte: „Willst du Andre um deiner Sünden willen züchtigen? Bist du dem Diener nicht mit bösem Beispiel vorangegangen? Und hast du ihn nicht durch übertriebene Freigebigkeit zur Unmäßigkeit ermuthigt? Nein, du Tillet, du darfst den armen Gilbert weder anklagen noch strafen. Ueberlasse ihn seiner Reue, und du füge dich in die

Strafe, welche der Herr dir für deine Thorheit auferlegt."

„Aber was sollen wir nun anfangen?" — fragte du Tillet nach kurzer Pause im Tone der Trostlosigkeit.

Calvin versetzte: „Ihr sollt nicht sorgen und sagen: Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden? — Nach solchem Allen trachten die Heiden. Denn der Herr weiß, daß ihr das Alles bedürfet! — Wo ist nun dein Muth, das Kreuz Christi zu tragen?"

„Aber mit Muth können wir den Wirth nicht bezahlen!" — rief der Canonicus, kläglich.

„O, den will ich schon bezahlen!" — sagte Gilbert, indem er mit zerknirschter Miene in die Kammer trat — „Und außerdem hab' ich auch noch einen Nothpfennig für die Weiterreise, wenn Ew. Hochwürden ihn nur von mir annehmen wollten. Freilich, auf Pferd' und Sattelzeug wird er nicht langen."

Der Canonicus war auf einmal wie umgewandelt. Von der tiefsten Muthlosigkeit erhob er

sich plötzlich zu heldenmüthiger Begeisterung. „Verzeihe mir, daß ich so kleinmüthig war“ — sprach er, bewegt, zu Calvin — „Ich bin nicht würdig, an deiner Seite zu wandeln. Aber ich werde mich dessen würdig machen. Ich werde nicht wieder zagen und murren, was auch kommen möge. Zu Fuß wollen wir weiterziehen, und meinen an Wohlleben und Ueppigkeit gewöhnten Leib will ich zwingen, Anstrengung und Ermüdung, und Hunger und Durst zu ertragen. Du sagtest, wir seien Bettler! Nun wohl! So will ich mich nicht schämen, den ersten Almosen von diesem meinem treuen Diener anzunehmen.“

Während nun Gilbert mit triumphirender Miene seinen kleinen Schatz hervorzog und auf den Tisch zählte, erschien der Wirth, ein Päckchen Papiere in der Hand und sagte: „Das da hab' ich eben unten im Hofe gefunden. Der entlaufene Schurke hat's gewiß aus einem Eurer Reisesäcke verloren.“

Es war das Manuscript von Calvin's unvollendetem Werke: Die christlichen Institutionen!

Calvin ergriff es mit sichtbarer Freude. „Ich

müßte blind sein, wollte ich diesen Fingerzeig des Herrn nicht verstehen" — sagte er mit bewegter Stimme — „und sobald ich nur eine Zufluchtsstätte gefunden, will ich nicht rasten noch ruhen, bis dieses von Gott also gebilligte Werk vollendet ist. — Nunmehr aber lasset uns getrost weiter ziehen. Unsere fernere Reise wird zwar voll Mühseligkeiten und Entbehrung sein, und auch am Ziele derselben werden uns Kummer und Noth erwarten. Wir wollen aber mit David beten und singen: Der Herr ist mein Hort, meine Hilfe, mein Schutz, daß mich kein Fall stürzen wird, wie groß er ist!"

Nachdem sie von Gilbert's kleinem Vermögen, welches in zehn Goldthalern bestand, den Wirth bezahlt hatten, traten sie die Wanderschaft an; Calvin, ruhig und ernst, wie immer, du Tillet, voll Eifer, sein Wort zu lösen und seine Selbstüberwindung und moralische Kraft zu zeigen. Und in der That hat wohl nie ein Mann ungewohnte Strapazen und Entbehrungen mit größerer Freudigkeit ertragen, als du Tillet auf dieser Wanderschaft. Unermüdlich und stets seinen Gefährten voranschrei-

tend, gönnte er sich nur dann einige Erholung, wenn Calvin, eigne Müdigkeit vorschützend, ihn dazu zwang; und hinsichtlich des Essens und Trinkens kasteiete er seinen armen Leib so sehr, daß er, als sie am vierten Tage endlich nach Straßburg gelangten, zum wenigsten die Hälfte seines Gewichts verloren hatte, wie Gilbert, mitleidig, bemerkte.

Neunzehntes Kapitel.

Bevor wir unsere Reisenden in Straßburg einführen, müssen wir einer Bekanntschaft gedenken, welche sie in der Nähe dieser Stadt machten, und welche für Calvin's späteres Leben sehr wichtig wurde.

Sie hatten sich im Schatten eines Baumes niedergelassen, welcher dicht an der Straße stand, als sich ihnen ein Mann näherte, der, entblößten Hauptes, barfuß, auf's dürftigste gekleidet, den Eindruck eines herumziehenden Bettlers auf sie machte. Als er sie wahrnahm, trat er an sie heran, grüßte sie und setzte sich zu ihnen.

Du Tillet, seiner eignen Armuth vergessend, reichte ihm eine kleine Münze. Der Mann betrachtete die Münze mit dem Blicke der Verachtung

und sagte in gutem Französisch: „Pfui! Glaubst du, weil ich ohne Stab, Schuhe, Tasche und barhäuptig umherziehe, ich sei ein Bettler? Weißt du nicht, daß geschrieben stehet: Verlasset Alles und folget mir? — Wisse, daß ich die ganze Welt gern auf mich nehmen und ihr die Seligkeit erwerben würde, wenn sie nur wollte!“

„Du gehörst zu der Sekte der Wiedertäufer?“ — fragte Calvin, die edlen Züge des wunderlichen Mannes scharf betrachtend.

Dieser blickte nun auch dem Calvin forschend in's Gesicht und versetzte mit großer Lebhaftigkeit: „Wohl gehör' ich zu den Auserwählten des Herrn und trage das Bundeszeichen der Taufe an mir. Ihr aber seid französische Lutheraner, entflohen der Unterdrückung eures Tyrannen und hierhergekommen, euch zu verbinden mit dem neuen Baalspfaffen, Martin Bucer genannt. Ich habe ein Traumgesicht gehabt und wußte, daß ihr kommen würdet, und bin euch entgegengegangen, euch zu warnen und zu bekehren.“

Seine Sprache war so edel, als seine Züge, und

stand, wie diese, in grellem Widerspruch mit seiner bettlerhaften Kleidung.

Nach kurzer Pause fuhr er fort: „Sehet, die Lutheraner und Zwinglianer haben eine große Gewalt an sich gerissen. Sie behaupten beide, den rechten Glauben zu haben, und doch beschimpfen und verketzern sie einander. Auch haben sie beide weder reine Sitten noch wahre Frömmigkeit eingeführt, und die meisten ihrer Lehren verstoßen wider Schrift oder Vernunft.

Sie predigen die Erbsünde. — Habet ihr aber je gesehen, daß, wenn unsere Eltern eine saure Weintraube gegessen, unsere Zähne davon stumpf werden?

Sie lehren, daß wir den Leib Christi im Abendmahl essen. — Ist es denn möglich, den einigen Leib an so Viele zu geben? Soll ein Jeder den Leib Christi im Abendmahl essen, so müßte ja Christus mehr haben, denn einen Leib. Und ist sein Leib wirklich da, warum siehet und fühlet man ihn nicht?

Sie haben die Taufe der Kinder eingeführt. — Die Taufe soll aber eine Wiedergeburt des Geistes,

eine Reinigung von allen Sünden sein. Und der neugeborne Geist bedarf noch keiner Wiedergeburt, und die neugebornen Kinder bringen keine Sünde mit in die Welt.

Sie sprechen dem Menschen den freien Willen ab. — Gott hat aber durch sein Wort, verkündet durch Christus, dem Menschen die Freiheit des Willens zurückgegeben. Das wäre ja ein tückischer Gott, der die Menschen riefe, daß sie zu ihm kämen, und Jedermann mit hohem Ernst seine Barmherzigkeit anböte, und wüßte doch, daß sie in Ketten eingeschmiedet sind und nicht laufen können; der dem Menschen öffentlich Gnade gäbe und bekleidete ihn mit einem neuen Rock, aber heimlich nähme er ihm denselben wiederum und bereitete über ihn die Hölle. Ein Fluch wäre es, hätte Gott uns unmögliche Dinge geboten. Vielmehr wird Alles, was unsern Kräften unmöglich ist, möglich durch den Glauben. Wie die Augen unser sind und doch nicht durch uns gemacht, also ist die Arbeit des guten Willens und Wirkens unser, aber nicht als aus uns. Wie das Auge des Menschen Geschicklichkeit hat zu sehen das

Licht und mag's doch nicht sehen, es trüge sich denn zuvor in das Auge ein; also hat der Mensch eine Geschicklichkeit zu sehen das Licht des Glaubens durch das Wort Gottes, welches er nicht sehen mag, es trüge sich denn zuvor durch himmlische Erleuchtung in seine Seele. Wie nun das leibliche Sehen eine Gutheit des leiblichen Lichtes ist, also ist das innerliche, geistige Sehen eine Gnade Gottes. Wo die nicht ist, da ist ewige Finsterniß."

Calvin hatte den Sektirer mit gespannter Aufmerksamkeit angehört. Wir kennen bereits seine Ansichten über die Wiedertäufer. Er verdammte sie unbedingt und haßte sie; erstlich weil ihm ihre Grundsätze und Lehren gottlos und gefährlich erschienen, zweitens weil er sie für die Friedensstörer der Kirche, für die Feinde der von ihm so eifrig angestrebten Glaubenseinheit hielt. Gleichwohl lag in dem Wesen und der Sprache dieses Mannes etwas, was ihn abhielt, seinen Unwillen zu äußern, was ihn neugierig machte, noch mehr zu hören. Noch nie waren ihm die Meinungen der verhaßten Sekte so klar und bündig vorgetragen worden.

Daher fragte er, als der Wiedertäufer innehielt: „Wenn ich nicht irre, so glaubet Ihr auch an das nahe Ende der Welt?“

Die Züge des Sektirers nahmen plötzlich einen schwärmerischen Ausdruck an. „Die jetzige Welt ist faul und schlecht“ — versetzte er eifrig — „darum muß bald kommen das Ende dieser Welt. Die Gottlosen müssen ausgereutet werden und nur die Frommen übrig bleiben. Diese werden dann ein neues seliges Leben führen unter Christus, ohne Gesetze und Obrigkeit. Alle Güter werden gemeinsam und an Allem wird Ueberfluß sein.

Wenn aber das Ende der Welt gekommen ist, wird der Herr Boten aussenden, auf daß sie die Frommen, welche das Bundeszeichen der Taufe tragen, an einem Orte versammeln. Dann wird Christus unter sie treten und ihnen den Willen Gottes verkünden. Und wird ein großes Blutbad über die Gottlosen kommen und sie vertilgen. Die Frommen aber werden leben noch tausend Jahr, und dann wird kommen der jüngste Tag!“

Bei den letzten Sätzen hatte der Mann sein

Antlitz gen Himmel gerichtet, als würden ihm von dort seine Enthüllungen offenbart. Seine Züge drückten schwärmerische Verzücktheit aus. Als er geendigt hatte, starrte er eine Weile vor sich nieder, dann sprang er auf und sprach, zu den drei Reisenden gewandt: „Darum entsaget dieser unnützen und schlechten Welt und freuet euch allein in Armuth und Elend! Achtet Sterben für Gewinn und der Welt Freude, Wollust und Ehre für Leid, Unlust und Schande! Bekehret euch und leidet, wie Christus; denn sonst wird auch euch das große, furchtbare Blutbad treffen!"

„Bevor du gehst, höre nun auch mich an" — sagte Calvin, als der Wiedertäufer sich anschickte, von dannen zu gehen — „Auch ich glaube, daß der Herr dich hierher geschickt; aber nicht, um mich und meine Freunde zu bekehren, sondern damit du von mir bekehrt werdest. — Blicke mich nicht so verächtlich an; es stehet geschrieben: Prüfet Alles und das Beste behaltet! Setze dich ruhig neben mich nieder. Du hast die göttliche Wahrheit angegriffen und mir deine Irrthümer, wie eine Drohung, in's Antlitz ge-

schleudert. Es ist billig, daß du prüfest, ob ich die göttliche Wahrheit zu vertheidigen und deine Irrthümer zu widerlegen vermag."

Es lag in seinem festen, ruhigen Blicke etwas so Bezwingendes, daß der Wiedertäufer sich unwillkürlich niedersetzte.

Wir wissen, Calvin war kein großer Redner. Er besaß weder eigentliche Beredsamkeit, noch hinreißendes Feuer. Sein Mund tröpfelte nicht von Honig, noch schleuderte er zündende Blitze von sich. Seine Sprache war kalt und knapp und eignete sich weder für die Kanzel, noch für die Tribüne. Aber sie wirkte durch ihre Schärfe, Kürze und Bestimmtheit überwältigend im Disput.

Der Wiedertäufer hatte eine gleiche Sprache noch nie gehört. Alle glanzvollen Reden Bucer's hatten keinen Eindruck auf ihn gemacht; Calvin's Dialektik und unbeugsame Consequenz erschütterten ihn. Sein schwärmerischer Eifer fühlte sich gebändigt von diesem klaren, systematischen Verstande. Mit offenem Munde und starrem Auge hörte er Calvin an und blickte in das kalte, fahle, unbeweg-

liche Gesicht. Mit Schauder und Zerknirschung vernahm er die furchtbare Lehre von der Prädestination. Das Unerwartete dessen, was ihm hier begegnete, entzündete seine Phantasie. Und als Calvin endlich innehielt, ergriff ihn der Sektirer heftig am Arm und sagte mit verstörter Miene: „Du bist entweder ein Gottgesandter oder ein Gesandter der Hölle!"

Calvin genoß seines Triumphes mit seiner unveränderlichen Kälte und Ruhe. „Ich bin ein armer, einfacher Gelehrter" — entgegnete er — „Meines Lebens Ziel ist, die göttliche Wahrheit zu erforschen und nach dem Maaße meiner Kräfte zu vertheidigen. Hat mein kurzer Vortrag genügt, einige deiner Irrthümer zu zerstören, so fällt der Ruhm dieser Bekehrung nicht mir, sondern dem Herrn zu."

„Du hast mich nicht bekehrt; du hast nur den Zweifel in meinen Geist geworfen" — sagte der Wiedertäufer, während er sich zugleich mit den drei Reisenden erhob — „Allein ich schäme mich nicht, zu gestehen, daß ich ein großes, wunderbares Zutrauen zu dir gefaßt habe. Meine Seele vergleicht

dich dem schwächlichen Sohne Isai's, dem Erwählten des Herrn, der so gewaltig wurde in Israel. Darum will ich noch mehr von dir hören und werde dich begleiten nach der Stadt. Und du wirst in mein Haus eintreten mit deinen Gefährten und an meinem Tische sitzen und essen und trinken, was ich habe."

Calvin besprach sich mit du Tillet und erklärte dann ihre Bereitwilligkeit, die freundliche Einladung anzunehmen.

Die kleine Strecke bis zur Stadt legten sie schweigend zurück. Der Sektirer schritt, grübelnd, voran und bemühte sich vergebens, seine tiefe Erregung zu bemeistern. Calvin stellte Betrachtungen über die Bedeutung und Tragweite seiner Bekehrung an. Du Tillet schwelgte in den Gefühlen des Stolzes und der Freude über den glorreichen Sieg seines Meisters. Und was den ehrlichen Gilbert betrifft, so thun wir ihm wohl nicht Unrecht, wenn wir annehmen, daß er, die erbärmliche Kleidung des Sektirers betrachtend, mit einer gewissen beklemmenden Neugierde der Aufnahme im Hause dieses Mannes entgegensah.

Als die Reisenden die Stadt erreicht hatten, bemerkten sie mit Erstaunen, wie ihr Führer trotz seiner armseligen Erscheinung von einigen Begegnenden mit Ehrerbietung gegrüßt wurde; auch erfuhren sie durch dieselben seinen Namen, da ihn fast alle mit „Bruder Stoerder" begrüßten.

Nachdem sie einige Gassen durchschritten, stand der Wiedertäufer vor einem kleinen Hause still und sagte, indem er Calvin Platz machte: „Hier tritt ein, im Namen Gottes!"

Es war ein kleines, ärmliches Gemach, in welches er sie dann führte; allein die Ordnung und Sauberkeit, welche darin herrschten, ließen schließen auf eine sorgsame Hand, deren Besitzerin gegen das Irdische unmöglich so gleichgültig sein konnte, als der Sektirer.

Dieser nöthigte sie zum Niedersetzen und dann verließ er das Gemach. Nach einer Weile kehrte er wieder zurück und brachte eine Schüssel mit Wasser und einige Tücher mit. Er knieete nieder vor Calvin, zog ihm die Schuhe aus und wusch ihm die Füße. Dasselbe that er dem Canonicus und schließ-

lich auch Gilbert, der sich vergebens dagegen sträubte, indem er seine untergeordnete Stellung bekannte. „Wir Menschen sind alle Brüder, und ein Christ darf keine Knechte haben“ — machte der Wiedertäufer geltend.

Nachdem er das Geschäft des Waschens vollendet, ging er wieder hinaus und kehrte dann in Begleitung einer jungen Frau zurück, welche er den Gästen mit den Worten vorstellte: „Meine liebe christliche Ehefrau!“

Die junge Frau hatte ein blasses, ernstes, edles Gesicht. Ihre Kleidung war ärmlich, aber sauber und anständig. Ihre Haltung verrieth, daß sie nicht aus niedrigem Stande hervorgegangen war. „Seid mir gegrüßt!“ — sagte sie in gutem Französisch und mit wohlklingender Stimme — „Ich höre, ihr seid aus eurem Vaterlande um eures Glaubens willen verstoßen; in dieser gesegneten christlichen Stadt werdet ihr Schutz und Beistand finden!“ — Nach diesen Worten reichte sie den Reisenden nacheinander die Hand und verließ dann das Gemach, um für die Gäste ein Mahl aufzutragen.

Niemand hatte Calvin beobachtet; aber wer ihn beobachtet hätte, würde erstaunt gewesen sein über den Eindruck, welchen die Erscheinung und die Worte dieser Frau auf ihn machten. „Deine Frau kann nicht von deutscher Abkunft sein!“ — sagte er mit gespannter Miene zu dem Sektirer.

„Sie ist die Tochter eines französischen Flüchtlings und hieß, ehe sie mein Weib wurde, Idelette de Bures“ — versetzte der Gefragte.

Calvin fuhr mit der Hand über die Stirn, wie ein Mensch zu thun pflegt, welcher verschiedene, sich durchkreuzende Gedanken zu ordnen sucht. Diese junge Frau mit dem bleichen, ernsten Gesichte besaß eine so frappante Aehnlichkeit mit Emmelinen — jener Emmeline nämlich, wie er sie auf dem Kirchhofe St. Jean gesehen, — daß er auch nach der Erklärung des Wiedertäufers noch versucht war, sie für die Wittwe Jehan de Bourg's zu halten. Und wenn auch sein nüchterner Verstand dieser Versuchung widerstand, so lag doch in dieser außerordentlichen Aehnlichkeit, sowie in dem seltsamen Zufalle, der ihn in dies Haus geführt, etwas so Ueberraschendes,

Wunderbares, daß auch Calvin's kalte, schwer zu erregende Einbildungskraft davon entzündet wurde.

Inzwischen kehrte die junge Frau, mit Schüsseln beladen, wieder zurück, und bald saßen die Reisenden vor einem zwar einfachen, aber wohlschmeckenden Mahle, an welchem jedoch weder der Wiedertäufer, noch seine Gattin theilnahm.

Calvin, der sehr mäßig war und sich an nur eine Mahlzeit des Tages gewöhnt hatte, war schnell gesättigt. Und während du Tillet und sein Diener sich's noch wohlschmecken ließen, wandte er sich an den Wiedertäufer und fragte: „Worauf stützest du dich hinsichtlich deiner ärmlichen Kleidung und deiner Enthaltsamkeit im Essen und Trinken?"

„Es stehet geschrieben: Ihr sollt nicht gleichförmig werden mit der Welt!" — versetzte der Sektirer.

„Der angeführte Spruch des Paulus ist schon ganz recht" — sagte Calvin — „allein es giebt einen Unterschied zwischen der äußern Form und Gestalt der Welt und dem Wesen der Welt. Die eine böse Seite der Welt, als Unmäßigkeit, Muth-

willen und Hoffart, soll man fliehen. Ich selbst hege hierüber die allerstrengsten Grundsätze. Aber die andere Seite der Welt, welche diejenigen Dinge betrifft, die dem menschlichen Leibe nothwendig sind, die muß man festhalten. Essen, Trinken und Kleidertragen sind Dinge, welche uns Natur und Sittlichkeit gebieten. Willst du dich auch hierin der Welt nicht gleichförmig machen, so müßtest du nackt gehen und verhungern.“

Nach einigem Nachdenken entgegnete der Wiedertäufer: „Ein guter, echter Christ soll das Kreuz auf sich nehmen, soll alle leiblichen Begierden in sich ertödten, soll leiden wie Christus. Und bietet sich das Leiden nicht von selber, so soll er es aufsuchen. Hast du vorhin nicht selbst gesagt, daß das gänzliche Unvermögen des Menschen zum Guten ihn anhalten solle, sich zu demüthigen, um mit Ergebung das Kreuz zu tragen?“

„Er soll das Kreuz tragen, wenn der Herr es ihm auferlegt. Er soll leiden, wenn der Herr Leiden über ihn verhängt. Christus selbst hat das Leiden nicht gesucht. In deiner Sucht zu leiden

und dir durch deine Werke die Gnade Gottes zu erzwingen, liegt ja ein sträflicher Hochmuth verborgen."

Der Wiedertäufer starrte eine lange Weile, grübelnd, zu Boden. Darauf ergriff er plötzlich die Hand seiner Frau, führte sie bis dicht vor Calvin und sagte: „Idelette, betrachte dir das Antlitz dieses Mannes. Und wenn du die geringste Spur des Bösen in seinen Zügen findest, so sage mir's und rette mich. Denn er hat mir meinen Glauben verleidet, und ich stehe im Begriff, mich zu seiner Lehre zu bekennen."

Die junge Frau betrachtete Calvin, forschend und lange. Darauf schlug sie vor seinem durchdringenden Blicke die Augen nieder und sagte: „Seine Züge bestätigen, was seine Worte schon verrathen, daß er ein frommer Mann von hohen Geistesgaben ist." — Nach diesen Worten verließ sie mit gerötheten Wangen das Gemach.

Der Wiedertäufer athmete auf, als wäre eine Last von seinem Herzen genommen. Seine Gäste aber erhoben sich, um sich zu verabschieden.

„Was gedenkst du in Straßburg zu treiben?“ — fragte Stoerder, indem er Calvin's Hand ergriff — „und welches ist dein Name?“ — fügte er nach einigem Bedenken hinzu.

„Mein Name ist Johann Calvin. In dieser Stadt werde ich nur einen Tag verbleiben, um Martin Bucer und Capito, die berühmten Prediger, zu besuchen. Dann gedenke ich nach Basel zu ziehen, um dort einen stillen Winkel für meine Studien zu suchen. Dieser mein Freund, der um seines verfolgten Glaubens willen Hab und Gut und eine glänzende Stellung verlassen, wird mich sammt seinem treuen Diener begleiten.“

„Gut; so werd' ich dich morgen noch sprechen“ — sagte der Bekehrte — „für jetzt will ich euch nach einer billigen und guten Herberge führen.“

Straßburg war zu jener Zeit eine Stadt der Malerei, der Sculptur, der Philosophie und der freien Künste; es repräsentirte Athen durch die Urbanität seiner Sprache, Venedig durch seine Liebe

zu den Büchern, Wittenberg durch seine theologischen Kämpfe.

Dort disputirte man zu jeder Stunde des Tages und über alle Arten von Fragen; dort gab es Lutheraner, Zwinglianer, Wiedertäufer, Mystiker und Rationalisten. Es war diese Stadt gleichsam ein Olymp, wo jede Sekte ihren Altar und ihren Gott haben durfte. Brach unter den Parteien zuweilen ein Kampf aus, der die Ruhe der Stadt zu gefährden drohte, so mischte sich der Stadtmeister ein, predigte Eintracht und Frieden und verbannte den Widerstrebenden aus den Mauern der Stadt. Das hinderte indeß den Verbannten nicht, nachdem er einige Zeit die Luft der Vogesen geathmet oder das Wasser des Rheins getrunken, nach Straßburg zurückzukehren und in sein altes Uebel, die Disputirsucht, zu verfallen.

Unter diesen Umständen gewannen denn zu verschiedenen Zeiten verschiedene Glaubensbekenntnisse in Straßburg die Oberhand. Es kam ein begeisterter und begabter Schüler Zwingli's dahin und predigte die Lehre seines Meisters. Alsbald hörte

man auf, an das Dogma von der leiblichen Gegenwart Christi im Abendmahl zu glauben; Zwingli's System ward angenommen, und in seinem Sinne ein Katechismus zum Gebrauche für die Schulen verfaßt. Da fand sich Martin Bucer in Straßburg ein und predigte nach Luther's Anschauung die wirkliche und leibliche Gegenwart. Alsbald nahm man das Luther'sche System an und verleugnete den Pfarrer von Einsiedeln. Endlich trat wieder ein begeisterter und beredsamer Wiedertäufer auf; und Straßburg hatte kaum Wasser genug zur Taufe.

Bei Alledem artete dieser Bekehrungseifer doch nie in Fanatismus aus. Die Behörde war nie genöthigt, strenge Gewaltmaßregeln anzuwenden, und übte, ohne Gefahr für die Ruhe und das Wohl der Stadt, die Grundsätze der Duldung und Gastfreundschaft aus. Straßburg glich einem Turnier, wo die Ritter mit verschiedenen Devisen und Abzeichen gegeneinander rannten und nach Beendigung des Kampfes friedlich und gesellig mit einander verkehrten. Man disputirte auf den Straßen, in den Weinhäusern, in den Kirchen; und kehrte man

heim, so fühlte man sich befriedigt durch das Bewußtsein, seine Meinung ausgesprochen zu haben.

Der Eindruck, welchen dies wunderliche Treiben auf unsre Reisenden machte, war sehr verschieden. Capito war gefährlich krank und nahm keine Besuche an. Bucer war verreist und sollte erst am nächsten Tage zurückkehren. Daher sahen sie sich genöthigt, einen Tag länger in Straßburg zu verweilen, als sie beabsichtigt hatten; und es bot sich ihnen an diesem Tage mehrfache Gelegenheit, das Leben der Straßburger zu beobachten.

Du Tillet, der Enthusiast, der nur die lichte Seite von diesen Zuständen sah und sich nach Ueberstehung der schrecklichen Strapazen der Reise in der heitersten Stimmung befand, fühlte sich von diesem Geiste der Freiheit und Duldsamkeit so wunderbar angeweht, daß er sich im Lande der Verheißung zu befinden glaubte und Calvin bestürmte und beschwor, in dieser Stadt Gottes zu verbleiben und auch seine gewaltige Stimme hören zu lassen.

Der strenge, düstre Calvin dagegen sah wieder nur die Schattenseite von diesen Zuständen. Gerade

diese Zerspaltung des Protestantismus, dieser ewige Kampf der einzelnen Sekten gegeneinander, erregte Besorgniß und Unwillen in ihm. Nach seiner Ansicht konnte nur die allerstrengste Glaubenseinheit einen entscheidenden Sieg des Evangeliums herbeiführen, und daher erschien ihm diese kirchliche Zügellosigkeit als ein verderbliches und strafwürdiges Widerstreben gegen die göttliche Ordnung.

Was endlich den wackern Gilbert anbetrifft, so ist seine Meinung von den Straßburger Zuständen ganz unmöglich zu bestimmen, einfach darum, weil er gar keine bestimmte Meinung über sie hatte. Er taumelte vom Erstaunen zur Bewunderung und von der Bewunderung zum Erstaunen. Nur eine Wirkung wollen wir erwähnen: der Aufenthalt in Straßburg erweckte eine starke Neigung zum Disputiren in ihm.

Unsere Reisenden saßen gerade in der Herberge beim Mittagstisch und genossen ein einfaches Mahl, als Stoerder sie zu besuchen kam. Mit seiner Kleidung war eine große Veränderung vorgegangen. Er trug ein hübsches Sammetwamms, Sammet-

hosen und Schuhe und hielt einen Hut in der Hand.

Er setzte sich zu ihnen und aß mit ihnen, was bei dem Wirth großes Erstaunen erregte. „Da ihr erst morgen oder vielleicht gar übermorgen abreisen könnt“ — sagte er, nachdem die Mahlzeit beendigt war — „o so bitt' ich euch höflichst, heut Abend noch einmal bei mir einzusprechen.“

„Was mich anbelangt, so muß ich deine freundliche Einladung ablehnen“ — versetzte Calvin mit einer gewissen Hast — „Ich fühle mich nicht wohl und bedarf der Ruhe.“

„Wenn du dich unwohl fühlst und deshalb daheim bleibst, so werde ich dir natürlich Gesellschaft leisten“ — sagte der Canonicus.

„Dann werdet ihr wenigstens eurem Diener erlauben, mich zu besuchen?“ — fragte Stoerder.

Die Frage ward von du Tillet sogleich bejaht, und Gilbert versprach, zu erscheinen.

„Wie du aus meiner Kleidung ersiehst“ — begann Stoerder nach kurzer Pause, zu Calvin gewandt — „es ist dir gelungen, mich zu bekehren. Idelette,

mein Weib, welchem der Herr ein frommes Gemüth und einen hellsehenden Geist verliehen, hat sich schon lange, wiewohl vergeblich, bemüht, mich von meinen Irrthümern abzubringen. Es bedurfte aber einer solchen Sprache, wie sie aus deinem Munde kam, und wie ich dergleichen vorher noch niemals gehört, um das Werk der Bekehrung zu vollenden. Du hast es vollendet. Aber die Krone des Werkes fehlet noch. Die Zwinglianer lehren anders, als die Lutheraner. Du lehrest anders, als beide. Woran soll ich mich halten? Mir fehlet ein bestimmtes, festes System. Und das fordere ich von dir." —

Calvin starrte gedankenvoll vor sich nieder und antwortete nicht gleich.

„Ich fordere ein System von dir" — fuhr der Bekehrte fort — „weil ich glaube, daß du allein unter allen Protestanten ein solches hast. Deine Sprache wirkt so blitzartig, erleuchtend, deine Grundsätze sind so klar und streng, daß ich dich für fähig halte, der großen Zerspaltung unter den Bekennern des Evangeliums ein Ende zu machen, die getrenn-

ten Brüder zu vereinigen. Deshalb verlange ich den Grundriß deiner Lehre. Ich werde mich bestreben, dir hier in dieser Stadt Anhänger zu erwerben. Ich besitze einigen Einfluß auf die französischen Flüchtlinge, welche hierher kommen, und welche mich zuweilen zu Rathe ziehen, weil ich ihre Sprache rede. Es soll von jetzt an mein Bestreben sein, dieselben zu einer Gemeinde zu vereinigen und in dieser dein System zur Geltung zu bringen. — Oder" — fügte er, da Calvin immer noch schwieg, nach kurzer Pause hinzu — „oder würdest du dich wohl gar bewegen lassen, deine Weiterreise aufzugeben und hier bei uns zu bleiben?"

„Nein, in keinem Falle!" — unterbrach ihn Calvin — „Ich sehne mich nach einem stillen, einsamen Winkel, wo ich Ruhe habe vor der Welt und wo ich meinem Berufe leben kann. Wisse, daß ich bereits über einem Werke angefangen, welches meine Grundsätze, in ein System zusammengestellt, enthalten soll. Dieses Werk, welches mir unterwegs mit meinen Habseligkeiten entwendet worden und, wie es scheint, durch göttliche Fügung wieder in

meine Hand gelangt ist, muß und werde ich vollenden, sobald es nur möglich ist. Dann werde ich es dir zuschicken; das verspreche ich dir."

„Ruhe und Einsamkeit würdest du auch hier finden" — sagte Stoerder — „Ich würde dich aufnehmen in mein Haus und jede Störung von dir abwehren."

„Nein, nein, das kann nicht sein" — entgegnete Calvin mit einer Bestimmtheit, welche jedes weitere Gespräch über diesen Gegenstand abzuweisen schien — „Ich glaube und hoffe, daß wir uns nicht für die Ewigkeit Lebewohl sagen, daß ich einstmals wieder hierher kommen werde; aber für jetzt kann ich hier nicht bleiben. Solltest du inzwischen der Belehrung oder eines Rathes bedürfen, so wende dich an Martin Bucer, mit dem ich morgen auch in Betreff deiner reden will."

„Zu Martin Bucer habe ich bisher wenig Zutrauen gehabt" — sagte Stoerder — „da du ihn mir aber empfiehlst, so werde ich mich an ihn wenden. Denn der Herr hat es gefügt, daß ich an dein Wort, wie an das Evangelium, glaube. —

Und nun, da ich wohl selbst sehe, daß du dich unwohl fühlst und nach Ruhe sehnst, will ich mich entfernen. Lebe wohl und vergiß eines Mannes nicht, der offenbar von göttlicher Hand mit dir zusammengeführt worden, der dir seine Bekehrung verdankt und dich für einen Stern des Glaubens hält.“ — Er drückte Calvin die Hand, danach dem Canonicus und endlich auch dem ehrlichen Gilbert, dem er dabei zuflüsterte: „Vergiß nicht, heut' Abend zu mir zu kommen. Ich habe Wichtiges mit dir zu reden.“

„Ich glaube doch, du hättest das Anerbieten dieses wackern Mannes annehmen sollen“ — begann du Tillet, als Stoerder das Zimmer verlassen.

„Brechen wir ab davon“ — entgegnete Calvin düster — „Es giebt eine Stimme in unserer Brust, auf die wir hören müssen. Und diese Stimme warnt mich vor Straßburg.“

Am andern Tage machte Calvin seinen Besuch bei Bucer, der inzwischen von seiner Reise zurückgekehrt war. Martin Bucer war in einem Jacobinerkloster erzogen worden, hatte dann später das Papstthum abgeschworen und eine Nonne, mit Namen

von Lebenfeltz, geheirathet. Unter dem Schutze Franz von Sickingen's war er zu einigem Ansehn gelangt. Anfänglich neigte er sich zu der Zwingli'schen Lehre. Später ließ er sich von Luther bekehren und spielte nun die Vermittlerrolle zwischen den beiden Parteien.

Die Natur hatte ihm jene Gaben verliehen, welche die Menge entzünden und fortreißen: eine breite Stirn von rabenschwarzen Haaren umspielt, ein feuriges Auge, ein Lächeln von außerordentlicher Feinheit, eine hohe edle Gestalt und eine Stimme, welche, je nachdem er es wünschte, ergreifen und rühren oder erschüttern und niederschmettern konnte. Daneben besaß er die Eigenschaften eines gewandten Diplomaten. Bald mitten zwischen den Parteien stehend, bald sich neigend auf die eine oder andere Seite, verdarb er es mit keiner. Nie stellte er schroff oder nur bestimmt seine Ueberzeugung hin, und bei der Vermittelung kam es ihm nur auf äußeres gutes Vernehmen, nicht aber auf wirkliche innere Versöhnung an.

Endlich war er nicht frei von jenem theolo-

gischen Ehrgeiz, welcher nach dem Siege der Reformation in Herrschsucht ausartete, der Orthodoxie das Thor öffnete und den Abfall von den ursprünglichen reformatorischen Ideen bewirkte.

Calvin hatte sich anmelden lassen, und Bucer trat ihm mit offenen Armen entgegen. „Schon, als ich dein vortreffliches Buch de clementia gelesen" — so redete er ihn an — „war ich begierig, dich persönlich kennen zu lernen. Später als ich hörte von deiner segensvollen Wirksamkeit in Paris und am Hofe der Königin von Navarra, unterdrückte ich diesen Wunsch um der guten Sache willen. Als ich aber kürzlich erfuhr, daß die heilige Sache des Evangeliums in Frankreich so gut wie verloren sei, und ich mir denken konnte, daß du außerhalb deines Vaterlandes eine Zufluchtsstätte suchen würdest; da lag es nur an dem Umstande, daß ich deinen Aufenthalt nicht wußte, sonst würde ich an dich geschrieben und dich nach Straßburg eingeladen haben. — Aber jetzt bleibst du doch hier? — Ich werde unverzüglich dafür sorgen, daß dir ein Feld der Thätigkeit eröffnet und dein Unterhalt gesichert werde."

Calvin lehnte die Einladung höflich, aber entschieden ab. Er sagte, das Ziel seiner Reise sei Basel, und das wolle er fest im Auge behalten. „Ich bin ein schüchterner, fast menschenscheuer Gelehrter" — fügte er hinzu — „und die Ruhe, die ich suche, würde ich hier nicht finden. Ich habe während meines kurzen Aufenthalts in dieser Stadt schon Gelegenheit gehabt, mich von dem unruhigen, zügellosen Geiste, welcher eure Bürger beherrscht, zu überzeugen."

„Du hast Recht. Straßburg ist ein Tummelplatz religiöser Ausschweifungen. Ich gebe mir alle Mühe, den wilden, aufrührerischen Geist zu bannen. Aber es will mir nicht gelingen. Weißt du ein Mittel gegen denselben?"

„Kirchliche Zucht und unbeugsame Strenge!" — versetzte Calvin, ohne sich zu bedenken.

„Ha, daran habe ich auch schon gedacht!" — rief Bucer lebhaft und eifrig — „die Obrigkeit hat die höchste Gewalt, folglich steht ihr auch die Aufsicht über Glauben und Gewissen der Unterthanen zu. Und sie kann sonach diejenigen, welche eine

falsche Religion haben, ausrotten mit Feuer und Schwert!"

Calvin schüttelte mit dem Kopfe. „Nicht die Obrigkeit, sondern die Gemeinde hat dieses Recht," — warf er ein — „die Gemeinde, welche von Geistlichen und Laien repräsentirt werden muß. Sie muß dann die Richtigkeit und Schriftmäßigkeit des Glaubens prüfen und befugt sein, Gesetze gegen Ketzer und Sektirer zu erlassen. In ihrer Hand muß eine disciplinarische Aufsicht ruhen, die jeder Unsittlichkeit wehren, eine geistliche Erziehung üben und im Falle der Noth selbst durch Zwang eine Legalität herbeiführen kann. Dadurch allein wird den tieferen Wirkungen des heiligen Geistes zur Moralität des Lebens Raum gegeben werden."

„Und meinest du, daß diese Gemeinde dann auch das Recht hat, die Irrgläubigen zu verbannen und die Ketzer mit dem Tode zu bestrafen?" — fragte Bucer mit sichtbarer Spannung.

„Das Verbrechen, sich von Gott abzuwenden, ist so groß, daß es nur mit dem Leben gebüßt werden kann" — versetzte Calvin ohne Zögern —

„Auch liegt in dem furchtbaren Gerichte der Menschen eine Ehre Gottes!“

Bucer hörte diese grausame Sentenz mit Bewunderung und Entzücken an. — „Du hast mir aus der Seele gesprochen, du tiefer, hellsehender Geist!“ — rief er, Calvin's Hand ergreifend — „Auch ich hege die feste Ueberzeugung, daß die protestantische Kirche durch Mißbrauch der Gewissensfreiheit an einen Abgrund gelangt ist, und daß wir sie nur durch strenge Ueberwachung und unerbittliche Zucht vor dem Untergange bewahren können. Aber ich stehe fast allein mit dieser Ueberzeugung. Capito giebt sich ganz der allzu freien Richtung der Schweizer hin. Als voriges Jahr ein gewisser Servet hier war und seine Gottlosigkeit so weit trieb, die Dreieinigkeit zu leugnen und die Gottheit Christi in Frage zu ziehen, und ich öffentlich predigte, daß dieser Mann wegen seiner Irrlehren den schmählichsten Tod verdiene; da hat er mich einen verkappten Papisten genannt, und selbst meine anderen Freunde haben mich gewarnt und getadelt.“

„So ist dieser Schändliche auch hier gewesen?“

— sagte Calvin mit düstrer Miene — „Wahrlich, du hast nicht zu viel gesagt, dieser Mann, der in der Welt umherzuziehen scheint, um die Seelen der Gläubigen zu vergiften, hat den Tod verdient!"

Er ahnte nicht, daß er so eben ein Urtheil gesprochen, welches später, unter seinem Einflusse, noch einmal gesprochen und dann auch vollstreckt werden sollte!

Wir übergehen ihre weitere Unterhaltung, welche sich, wie natürlich, meist nur um Glaubenslehren und kirchliche Einrichtungen drehte. Wir fügen nur hinzu, daß Calvin nicht vergaß, der Bekehrung Stoerder's zu erwähnen, worüber Bucer eine ganz außerordentliche Freude äußerte — da dieser Stoerder ein sehr einflußreiches Haupt der Straßburger Wiedertäufer gewesen — daß Bucer versprach, baldigst einmal nach Basel zu kommen und Calvin mit Erasmus bekannt zu machen; und daß, als sie sich getrennt hatten, Martin Bucer mit den Gefühlen der Bewunderung und Hochachtung für das Genie des außerordentlichen Mannes zurückblieb.

Zwanzigstes Kapitel.

Am nächsten Morgen traten unsere Reisenden ihre Wanderung nach Basel an. Es war ein reizender Frühlingstag; die herrlichen Gegenden des Elsaß, welche sie durchwanderten, prangten in malerischer Schönheit.

Gleichwohl war weder die Stimmung Calvin's, noch diejenige seines Gefährten, der sie umgebenden Schönheit angemessen. Calvin, auf welchen Naturschönheit überhaupt keinen besondern Eindruck machte, hing seinen Grübeleien nach. Du Tillet dagegen grollte wegen der Hartnäckigkeit Calvin's, in Folge deren sie eine Stadt verlassen hatten, welche ein wahres Muster der Gastfreundschaft und Gewissensfreiheit war.

Nur Gilbert erfreute sich einer rosenfarbigen

Laune, und sein pfiffiges Lächeln, womit er zuweilen die trübe Miene seines Gebieters betrachtete, schien auszudrücken: „Ich könnte dich bald von deinem Kummer befreien.“ — Auch schien er ein Geheimniß auf dem Herzen zu haben, welches ihn drückte. Mehr als ein Mal versuchte er, mit du Tillet ein Gespräch anzuknüpfen; wie oft auch seine Absicht an der üblen Laune des Letzteren scheiterte. Das that seinem Humor durchaus keinen Eintrag — und am Ende setzte er seinen Willen doch durch.

„Diese Deutschen sind doch wunderliche Menschen“ — äußerte er, als der Canonicus ein wenig hinter Calvin zurückgeblieben war und neben ihm herging.

„Wenigstens sind sie ganz anders, als man sie in unserm Vaterlande schildert“ — versetzte du Tillet.

„Ganz anders, ganz anders“ — sagte Gilbert, mit dem Kopfe nickend — „Ich glaube, man könnte ganz Angoulême umdrehen und würde doch nicht einen so braven Menschen finden, wie dieser Stoerder ist.“

Der Canonicus schien durch sein Schweigen dies Urtheil zu bestätigen.

„Wer hätte gedacht" — fuhr Gilbert, redselig, fort — „daß dieser Mann, welchem Ihr einen Almosen geben wolltet, ein ganz wohlhabender Bürger wäre und uns aus großer Noth erretten würde?"

„Wie meinst du das?" — fragte der Canonicus.

Gilbert kratzte sich auf dem Kopfe. Wiewohl er seit einigen Stunden darnach getrachtet hatte, sein Geheimniß an den Mann zu bringen, so schien er doch jetzt, als der Moment der Enthüllung gekommen, zu zögern. „Je nun" — sagte er endlich — „ich will's Euch wohl anvertrauen; aber Ihr dürft's ihm nicht verrathen" — dabei deutete er auf den voranschreitenden Calvin — „Ihr wisset, daß ich gestern Abend bei Stoerder zu Gaste war. Seine junge, bleiche Frau, welche übrigens ein gar vornehmes Wesen hat, war auch zugegen. Ich mußte ihnen Alles, was ich vom Meister Calvin und von Euch wußte, erzählen. Und so erzählt' ich denn auch unsere Reiseschicksale, und besonders, wie Ihr von dem Schufte Paturot bestohlen und um Eure Habe

gebracht worden. Stoerder hörte meine Erzählung still und ruhig an. Seine junge Frau aber, die, wie Ihr wißt, aus unserm Vaterlande stammt, nahm sich die Sache sehr zu Herzen, und, als sie erfuhr, daß wir nunmehr außer unserm Gotte und unserm Glauben nichts mehr besitzen, als einige Thaler, mit denen wir kaum die Reisekosten bis Basel bestreiten können, und daß uns alsdann in der wildfremden Stadt große Noth bevorsteht; da sagte sie zu ihrem Manne: „Jacob, da müssen wir helfen!“

Jacob aber war ganz ihrer Meinung und nickte zustimmend mit dem Kopfe. Und als ich mich am Ende verabschiedete, geleitete er mich bis vor die Thür, drückte mir einen Beutel in die Hand und sagte: „Wenn ihr in Noth gerathen solltet, was wohl nicht lange anstehen wird, so bediene dich seines Inhalts. Meister Calvin scheint sich um irdische Dinge nicht sonderlich zu kümmern und wird wohl nicht fragen, wo das Geld hergekommen. Sollte er aber dennoch darnach fragen, so sage ihm, es sei von dem Heirathsgute meiner Frau, welches bisher ganz unbenützt in einem Kasten gelegen. Wir brauchen's

nicht; und euch wird's dienen." — Und nun rathet, Herr, was in diesem Beutel steckt?" — Bei diesen Worten zog er den geheimnißvollen Nothanker hervor und hielt ihn mit liebäugelndem Blicke in die Höhe.

„Ich weiß in der That nicht, ob wir ihn ohne Vorwissen Calvin's behalten und zu unserm Vortheil verwenden dürfen" — sagte der Canonicus mit bedenklicher Miene.

„Ihn nicht behalten und verwenden dürfen?" — rief Gilbert, indem er den Schatz eiligst in seinem Wammse verbarg — „Ich muß mich wundern, Herr, über Euren Mangel an Glauben. Hat uns Meister Calvin nicht oft genug bewiesen, daß Alles durch göttliche Bestimmung geschieht, daß die Hand des Herrn Alles leitet und fügt? Wer anders, als der Herr, hat den Sektirer auf unsern Weg geführt? Wer anders, als Gott, hat Meister Calvin solche unwiderstehliche Beredsamkeit verliehen, daß er den Irrgläubigen, wie durch ein Wunder, bekehren konnte? Wollt Ihr's nun anders, als göttliche Fügung, nennen, daß dieser Stoerder dreißig Gold-

thaler von echtem französischen Gepräge im Kasten liegen hat, die er nicht braucht, und daß er dieselben uns zum Geschenk macht, die wir hungern und dürsten müßten ohne sie? — Ich bin ein armer einfältiger Tropf; aber so viel habe ich von Meister Calvin schon gelernt, daß ich in allen Dingen die Hand Gottes erkennen und einen richtigen Schluß machen kann!"

Der Canonicus hatte die geistvolle Deduction mit Bewunderung angehört. „Du bist ja ein wahrer Philosoph geworden, Gilbert" — sagte er nach kurzer Pause — „Ich glaube, du würdest mir auch beweisen können, daß Gottes Hand im Spiele gewesen, als Paturot uns plünderte."

„Gewiß, Herr, gewiß!" — rief Gilbert eifrig — „Gerade über diesen Fall hab' ich mir viel Kopfzerbrechens gemacht, und ich will Euch, da Ihr es wünscht, meine Meinung sagen. Gebet aber wohl Acht, hier ist Dreierlei zu erkennen und zu unterscheiden. — Erstlich hat Gott Meister Calvin, uns zum Vorbilde, in seiner Tugend und Größe zeigen wollen. Erinnert Ihr Euch noch, wie er das Unglück

hinnahm und wie er Euren gebeugten Geist aufrichtete?"

„Erinnere mich nicht an meine Kleinmüthigkeit. Ich schäme mich ihrer und bereue sie. Auch glaube ich nachher den Beweis geliefert zu haben, daß sie nur vorübergehend war; und somit kannst du dir den zweiten Punkt deines Beweises ersparen, der ohne Zweifel darauf hinausläuft, daß Gott durch jenes Mißgeschick mich habe prüfen wollen."

„Ihr schließt zu schnell, viel zu schnell, Herr! Anfänglich, ich gestehe es, habe ich eben so geschlossen. Allein reiferes Nachdenken hat mich zu einem andern Schlusse geführt. Daß Euch Gott habe prüfen wollen, ist darum nicht anzunehmen, weil ja der Herr Herz und Nieren der Menschen kennt und auch Alles voraus weiß. Er wußte also genau, wie Ihr Euch in jener Calamität zeigen würdet und konnte Euch daher nicht prüfen wollen. Nein, ich bin überzeugt, die Sache liegt tiefer. — Ihr werdet Euch entsinnen, daß, als wir Angoulême verließen, ich mit Besorgniß auf Euer rothes und volles Gesicht und auf Eure beleibte, stattliche Gestalt deu-

tete. — Lachet nicht! Ich versichere Euch, kein scharfsinniger Mensch würde Euch damals für einen aufrichtigen Lutheraner gehalten haben. Der Canonicus, welchen Ihr inwendig ertödtet hattet, klebte Euch noch äußerlich an. Selbst durch Eure dunkle lutherische Kleidung schimmerte so etwas, wie Papismus, hindurch. Und dieser papistische Schimmer, der Euch in einem protestantischen Lande verdächtig gemacht und Eurem Ansehn unendlich geschadet haben würde, hat Euch so lange nicht verlassen, als wir zu Pferde reisten und Geld genug hatten, uns gütlich zu thun. — Nun wünscht' ich, Ihr hättet Euch, nachdem wir die Fußreise von Metz nach Straßburg gemacht, in einem Spiegel betrachtet. Die Verwandlung, die mit Eurem äußeren Menschen vorgegangen, ist geradezu unbeschreiblich. Ihr glichet einem Lutheraner, wie ein Sperling dem andern; und ich wollte schwören, selbst Paturot würde jetzt in Euch den stattlichen Canonicus von Angoulême nicht wieder erkennen. — Nun frage ich Euch, ob Euch meine Schlußfolgerung jetzt noch lächerlich erscheint?“

„Nein, guter Gilbert,“ — versetzte der Canonicus, heiter — „Deine Argumente sind überwältigend. Und da du nun einmal im Zuge bist, die Plane des Herrn zu enthüllen, so erkläre mir jetzt noch, wie, nach dem Willen der Vorsicht, Paturot's Bubenstreich auf dich gewirkt hat.“

Gilbert nahm die Miene völliger Zerknirschung an und begann: „Seht, Herr, bei mir hat die göttliche Weisheit offenbar zweierlei beabsichtigt: Erstens hat sie mir den Beweis liefern wollen, daß keinem Katholiken zu trauen ist, wie sehr er sich auch verstelle; zweitens hat sie mich von der Sünde des Fleisches warnen und befreien wollen. Ich habe dem schwachen Fleische nachgegeben und Wein getrunken. Und der Wein hat mir meinen Verstand gestohlen, worauf nachher Paturot Eure Habe stehlen konnte. Ihr werdet mich nie wieder Wein trinken sehn!“

„Nun, du mußt nicht allzu streng gegen dich selber sein“ — versetzte du Tillet — „Du hast von Calvin gehört, nur die Unmäßigkeit ist sündhaft und sträflich. Im Uebrigen gereichen dir deine Be-

trachtungen und Schlüsse nur zur Ehre, und ich freue mich, in dir einen so verständigen und nachdenkenden Diener zu besitzen. — Um nun aber auf das Geschenk Stoerder's zurückzukommen, so habe ich mir überlegt, daß uns unsre armselige Lage nöthigt, dasselbe anzunehmen und zu verwenden; aber merke dir wohl, nicht als Almosen, sondern als Darlehn. Sobald wir nach Basel gelangt sein werden, will ich an meinen Bruder nach Paris schreiben, welcher meine Vermögensangelegenheiten gewiß geordnet haben und mir so viel zuschicken wird, um die Schuld zu decken und kummerlos zu leben. Daher brauchst du auch Meister Calvin mit dieser Sache nicht erst zu behelligen." — Während er nach diesen Worten voraneilte, um Calvin wieder einzuholen, blickte Gilbert mit der Miene des Mißfallens ihm nach, schüttelte mit dem Kopfe und murmelte: „Immer noch stolz und hoffärtig! Ich fürchte, er hat den Papismus in seinem Innern auch noch nicht gänzlich ertödtet. — Auch ist es ein böses Zeichen, daß er mit seinem Bruder, dem Parlamentsschreiber und eingefleischten Katholiken, noch in

Verbindung steht. — Ich werde aber bei Gelegenheit dem Meister Calvin einen Wink davon geben. — Wer weiß, vielleicht hat die göttliche Vorsehung mich dazu ersehen, das Seelenheil meines Herrn zu retten?"

Inzwischen hatte der Canonicus Calvin eingeholt, und nachdem sie eine Strecke schweigend nebeneinander hergegangen waren, begann der Letztere: „Du grollst mir immer noch, daß ich nicht in Straßburg geblieben?"

„Ich grolle deshalb nicht, aber ich wundere mich darüber."

„Ich sage dir, wofern ich meinen Seelenfrieden behalten wollte, mußte ich Straßburg verlassen!" — rief Calvin in heftigem Tone — „Uebrigens" — fuhr er, ruhiger, fort — „will ich deinem Glücke nicht im Wege stehn. Kehre nach Straßburg zurück, wenn du glaubst, nur dort dein Heil zu finden."

„Ich habe gelobt, mich nicht von dir zu trennen."

„Du darfst nur den Wunsch äußern, und ich werde dich von diesem Gelübde entbinden" — versetzte Calvin. Darauf stand er plötzlich still, legte

seine Rechte auf die Schulter des Gefährten und sagte: „Du Tillet, ich fürchte, das Kreuz des Herrn fängt schon an, dich zu drücken?"

Der Canonicus erglühte. Er war im Begriff, eine zornige Antwort zu geben; allein der Blick Calvin's hielt seinen Zorn darnieder. „Hab' ich dir Veranlassung gegeben, an mir zu zweifeln?" — fragte er, sich bezwingend.

Calvin zögerte eine Weile mit der Antwort. Darauf begann er: „Es ist wahr, du hast Vermögen und Stellung deiner Ueberzeugung geopfert, hast dich ohne äußere Vortheile, nur mit dem Glauben bewaffnet, meiner Wanderung angeschlossen, um dahin zu gelangen, wo die Morgenröthe des Evangeliums ihre hellen, belebenden Strahlen wirft. Aber hast du auch bedacht, daß von dem Tage an, da du Jesum Christum in dir aufgenommen, du nicht mehr dir selber gehörst? — Fühlst du dich wirklich im Innersten deines Herzens gedrungen, das Werk des Herrn zu ergreifen, dann muß es dir gleichgültig sein, wo du es vollbringen hilfst. Und wenn du nun hörst, daß in Straßburg meinem

Seelenfrieden Gefahr droht, warum murrst du, daß ich es fliehe und weiterziehe? Ueberdies, nicht wo wir uns wohl befinden, sondern wo wir dem Herrn am besten dienen können, dort sollen wir uns niederlassen!"

Du Tillet schwieg, bezwungen von Calvin's durchbohrendem Blicke, aber nicht, wie bisher immer, von der Gewalt seiner Gründe. Sie setzten, schweigend, ihren Weg fort; erst in der Herberge, wo sie Mittag machten, sprachen sie wieder miteinander. Und wiewohl dann der Streit von beiden Seiten vergessen schien, und sich im Verlauf der Reise das frühere freundschaftliche Vernehmen zwischen ihnen wieder herstellte, in der Seele des Canonicus hatten Calvin's strenge Worte einen Stachel zurückgelassen. In der Seele des Canonicus gab es nämlich bereits eine wunde, empfindliche Stelle; und die Worte: Ich fürchte, das Kreuz des Herrn fängt schon an, dich zu drücken! — hatten diese Stelle berührt!

In der Nähe von Basel holten unsere Reisenden einen Wanderer ein, der, nach seiner Tracht zu schließen, ein Geistlicher sein mußte. Sie grüßten ihn, und Calvin redete ihn lateinisch an, indem er nach der Weite des Weges bis Basel fragte.

„Ihr befindet euch bereits auf Baseler Gebiet" — versetzte der Angeredete — „Die Stadt werdet ihr gleich hinter diesem Hügel vor euch liegen sehen; und wenn ihr erlaubt, so schließ' ich mich eurer Gesellschaft an."

„Die Gegend hier scheint sehr wohlhabend zu sein" — bemerkte du Tillet, die üppigen Gefilde umher betrachtend.

Die sanften, edlen Züge des Fremden nahmen den Ausdruck des Stolzes an. „Du befindest dich in einem evangelischen Canton" — versetzte er schnell — „In den evangelischen Cantonen der Schweiz wird dein Auge überall den Anzeichen von Thätigkeit und Wohlhabenheit begegnen. Da, wo es vor der Reform von Bettlern gewimmelt, findest du jetzt nur Fleiß und Gedeihen. Der Landmann, welcher ein Heimwesen besitzt, setzt sich mit Behag-

lichkeit an seinen Herd, den er sein eigen nennen darf, und richtet sich die Wohnung mit dem Gelde ein, welches früher der Clerus verschlang oder welches er für den Ablaß verwendete. Früher besaß er nur ein Strohdach und war unter demselben nicht viel anders, als auf freiem Felde gelagert. Jetzt erfreut er sich eines wohnlichen Hauses, welches er von Jahr zu Jahr bereichert und verschönert. In den evangelischen Cantonen ist es zum Sprichwort geworden, daß Dürftigkeit sich nur im Gefolge der Trägheit befindet! — Doch ich kenne euren Glauben nicht" — fügte er, erröthend, hinzu — „und habe euch durch mein eifriges Lob der evangelischen Cantone wahrhaftig nicht beleidigen wollen."

„Du sprichst mit Glaubensbrüdern, welche deinen Erläuterungen mit großer Theilnahme zuhören" — sagte Calvin.

Der Geistliche, der offenbar auf sein Lieblingsthema gerathen war, verrieth nicht die geringste Neugierde, sondern fuhr redselig fort: „Es ist auch ganz natürlich, daß es so gekommen. Die Zeit, welche früher in Schenken verloren ging, die Kräfte,

die sich abnützten im Söldnerdienst, werden jetzt auf Ackerbau, Handel und Gewerbe verwendet. Von den Kanzeln herab wird den Leuten ein reines Leben eingeschärft und der Weg zu jenen köstlichen Quellen gezeigt, aus denen der Mensch Sittlichkeit und Seelenstärke schöpft. Was von der Kanzel verkündet wird, geht über in das Gespräch der Bürger, gesellt sich zu ihren Lustbarkeiten, um sie zu mäßigen, zu ihrem Verdrusse, um ihn zu mildern. So findet man sich wieder in die alten Sitten, in Häuslichkeit, geregelte Arbeit, einfache Freuden und strenge Frömmigkeit — Dinge, die vor der Reform so gänzlich verloren gegangen waren, daß die edelsten und besten Männer des Volkes den Untergang der Eidgenossenschaft prophezeihten."

„Habet ihr denn nicht mit falschen Propheten, ich meine mit Wiedertäufern, zu kämpfen?" — fragte Calvin.

„Es giebt deren auch bei uns und in allen Cantonen. Allein während Bern auf Verweisung derselben besteht, dulden wir sie, wofern sie nur das bürgerliche Gesetz nicht übertreten. Damit aber

ihre Lehre in der Jugend nicht um sich greife, richten wir Schulen ein."

„Und fehlt es euch nicht an Lehrern?" — fragte du Tillet.

„Wo es daran fehlt, muß der Geistliche aushelfen. Einem Sohne des Evangeliums darf nichts zu gering sein. Von dem edlen Bullinger in Zürich erzählt man, daß er alle Schulknaben seiner Stadt einzeln kenne. Auch ist die Hingebung an die heilige Sache des Evangeliums so groß, daß selbst Privatleute, wo es Noth thut, aushelfen. Vergangenes Jahr z. B. kamen Abgeordnete aus einem Dorfe des Rheinthals nach St. Gallen. Die guten Leute wünschten das Evangelium kennen zu lernen; aber sie hatten Niemanden, der es ihnen predigen konnte. Sogleich wurde Keßler, der Sattler, von dem Rath gerufen und befragt: „Wollet Ihr nicht nach St. Margarethen gehen und den Leuten den Heiland verkünden? Wir geben Euch für Eure Reise ein Pferd und fünf Batzen des Tages, oder acht Batzen, wenn Ihr lieber zu Fuß gehet." — „Ich will gehen" — antwortete Keßler, ging und versah

einen Monat lang in St. Margarethen die Pflichten eines Predigers, ohne dessen Rang zu besitzen. — Aber seht, da liegt Basel, mein geliebtes Basel!" — rief er plötzlich mit glänzenden Augen — „die Freistätte gelehrter Männer und der Herd jener Kunst*), welche die öffentliche Meinung auf den Thron setzet und so befestigt, daß Freiheit und Wissenschaft von Tyrannei und Verfinsterungssucht nicht mehr erdrückt werden können! Ich sage euch, die edlen Namen Froben, Herwagen und Oporin**) verdienen mit größerem Rechte auf die Nachwelt zu kommen, als diejenigen mancher Staatsmänner und Eroberer, deren List, Glück oder Herrschsucht die Welt in Verwirrung gesetzt haben!"

Die Reisenden betrachteten bald die Stadt, welche auch für sie eine Freistätte werden sollte, bald den Mann, der ihren Ruhm mit so beredter Zunge verkündet hatte, und dessen Gedanken und Worte einen so schönen Grad von Bildung verriethen.

---

*) Der Buchdruckerkunst.

**) Drei Buchdrucker aus Basel.

Der aber entriß sich plötzlich seinen Betrachtungen, und sagte, zu den Reisenden gewandt: „Verzeiht meine Redseligkeit über einen Gegenstand, der mein Dichten und Trachten in Anspruch nimmt, für euch aber von keiner solchen Bedeutung sein kann. Ihr seid ohne Zweifel französische Flüchtlinge — an eurer Aussprache des Lateinischen erkenne ich euer Vaterland — und suchet Schutz und Zuflucht in unserm Basel? — In diesem Falle bin ich gern bereit, euch Rath und Auskunft zu ertheilen. Vermöge meiner Stellung als Prediger am Münster besitze ich auch einigen Einfluß auf unserer Stadt Herren." —

Calvin unterbrach ihn plötzlich und sprach: „Sei mir noch einmal gegrüßt, edler Simon Grynäus! Dich vor Allen würde ich zuerst in Basel aufgesucht und um Rath und Fürsprache gebeten haben. Bucer aus Straßburg hat mich an dich gewiesen. Wir sind in der That arme, um unsers Glaubens willen verfolgte Franzosen und suchen in dem weltberühmten Basel eine Zufluchtstätte. Mein Name ist Calvin; dieser mein Freund und Gefährte heißt du Tillet."

„Calvin! Also du bist Calvin?“ — sagte Grynäus, indem er Calvin's Hand ergriff und in sein abgezehrtes, pergamentnes Gesicht starrte — „Ja wohl, Stirn und Augen verrathen den Denker, wiewohl die übrige Gestalt auf Gebrechlichkeit, wenn nicht auf Krankheit deutet. Nun, sei mir noch einmal willkommen, du starker Geistesheld, dessen Ruhm längst bis zu uns gedrungen! Der selige Nicolaus Cop konnte nicht müde werden, deine herrlichen Geistesgaben, deinen kühnen Glaubensmuth und deinen starken und festen Charakter zu rühmen.“

„Der edle Cop ist gestorben?“ — fragte Calvin traurig.

„Der gute, wackere Mann hatte sich auf seiner Flucht ein unheilbares Uebel zugezogen. Wir hatten ihn kaum schätzen und lieben gelernt, da starb er uns. Doch hat er seine Freundschaft für dich auf uns übertragen. So viel in meinen Kräften steht, werde ich bestrebt sein, ihn dir zu ersetzen.“

Nach diesen Worten wandte er sich an den Canonicus, reichte auch ihm die Hand und hieß ihn willkommen. Der Freund und Gefährte eines

Calvin muß ein erprobter Held des Glaubens sein" — fügte er hinzu — „Auch dir steht mein Haus offen, und mein Tisch wird jederzeit für dich mitgedeckt sein. Ich kann wohl sagen, es macht mich nicht nur glücklich, sondern auch stolz, euch beide in mein geliebtes Basel einzuführen."

Und nun, während sie miteinander weitergingen, erkundigte er sich mit der Zärtlichkeit eines Vaters nach ihren Verhältnissen und Absichten. Am liebsten hätt' er sie ganz in sein Haus aufgenommen. Allein das lehnte Calvin mit Festigkeit ab. Nur, daß sie seine täglichen Tischgenossen sein würden, versprachen sie ihm.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Glückliche Tage, vielleicht die glücklichsten seines ganzen stürmevollen Lebens, begannen für Calvin.

Endlich hatte er die Ruhe gefunden, die er so lange vergeblich gesucht. Still und einsam konnte er seinen Studien leben und das Werk beenden, an dem seine ganze Seele hing. Tag und Nacht arbeitete er darüber, und fast nur mit Gewalt konnten ihn die besorgten Freunde dazu zwingen, sich zuweilen einige Erholung zu gönnen.

Ein wohlhabender Bürger hatte sowohl ihm, als dem Canonicus, ein kleines Zimmer eingeräumt. Sie kamen aber fast nur im Hause und am Tische des Grynäus mit einander in Berührung. Gilbert bediente sie und sorgte für ihre Bedürfnisse. Bald in den ersten Tagen ihrer Anwesenheit in Basel

hatte er Calvin das Geheimniß hinsichtlich des Beutels vertraut. Zu seinem Erstaunen und zu seiner Freude hatte Calvin die Mittheilung mit den Worten entgegengenommen: „Ich schäme mich nicht von einem Manne, wie Stoerder, ein Geschenk anzunehmen. Gott vergelt's ihm!“ Auch daß du Tillet an seinen Bruder, den Parlamentsschreiber, nach Paris geschrieben, theilte er Calvin mit; und als Calvin auf diese Mittheilung nichts erwiderte, fügte er, wahrscheinlich als Entschuldigung seines Verrathes, hinzu: „Wenn mir erlaubt ist, einen Schluß zu machen, so schwebt das Seelenheil meines ehemaligen Herrn in Gefahr.“

„Wie meinst du das? Und warum sagst du — meines ehemaligen Herrn?“

„Ich meine just dasselbe, was Ihr mit den Worten gemeint habt: ich fürchte, das Kreuz des Herrn fängt schon an, dich zu drücken! Ja, Meister Calvin, es drückt ihn schon, denn die Armuth drückt ihn, und die Sorge um die Zukunft buält ihn. Und sein Bruder, der ein eingefleischter Papist ist, wird das Uebrige thun, ihn der heiligen Sache des

Evangeliums zu entfremden. Da ich aber einem Herrn nicht dienen darf, der dem Herrn aller Herrn untreu werden will, so habe ich ihm innerlich den Dienst gekündigt und Euch zu meinem Herrn erwählt."

„Ich danke dir sehr für dein Vertrauen" — versetzte Calvin — „bin aber, wie du recht wohl weißt, zu arm, um einen Diener zu halten. Auch handelst du sehr vorschnell und tadelhaft, wenn du auf Grund bloßer Vermuthungen einen Mann verdächtigst, der trotz allen deinen Argumenten immer noch das Recht hat, Treue und Ergebenheit von dir zu fordern."

„Ich will nicht mit Euch streiten, Meister Calvin" — sagte Gilbert nach kurzem Bedenken — „doch wird's die Folge lehren, ob mein Schluß ein rechter gewesen. Was aber Eure Armuth anbetrifft, so möcht' ich Euch fragen, wie es kommt, daß Ihr mit wärmstem Eifer und unerschütterlicher Treue dem Evangelium dient, wiewohl das Evangelium an irdischen Gütern blutarm ist und Euch für Eure Dienste noch nicht einen Sou bezahlt hat?"

Ueber Calvin's marmorne Züge glitt ein Lächeln, wie ein Sonnenstrahl über eine Winterlandschaft. Gilbert verließ ihn mit dem entzückenden Bewußtsein, seinen Herrn und Meister besiegt zu haben.

Etwa 14 Tage nach diesem glorreichen Siege trat Gilbert hastig in Calvin's Gemach und rief: „Meister Calvin, der Herr behüte mich vor den Gefühlen des Dünkels und des Stolzes; aber mein Schluß ist doch richtig gewesen!"

Calvin legte die Feder nieder und betrachtete Gilbert mit einem Blicke, der zu sagen schien: Fahre fort!

„Der Parlamentsschreiber ist angekommen!" — fuhr Gilbert, den Blick richtig deutend, fort —

Calvin's undurchdringliche Züge verriethen weder Ueberraschung noch irgend eine besondere Theilnahme.

„Er hat den Canonicus in das Gasthaus rufen lassen. Und ich denke, Ihr werdet's mir nicht als Schlechtigkeit auslegen, daß ich ihm nachgegangen? Weiß Gott, es geschah in der einzigen Absicht,

Euren Freund und meinen ehemaligen Herrn, wenn's noch möglich wäre, zu retten!"

Calvin bewahrte sein kaltes Schweigen.

„Sie umarmten sich und küßten sich und weinten beide. Der Parlamentsschreiber aber, der abscheuliche Papist, nannte den Canonicus einen Irregeleiteten, Verführten und beschwor ihn, in die Arme der allein seligmachenden Kirche zurückzukehren. Und dann umgarnte er ihn mit Versprechungen, schönen Aussichten und hohen Ehren. Der Satan selber hätte ein armes, schwaches Menschenherz nicht mehr verwirren und geschickter bestricken können."

„Und was sagte er?" — fragte Calvin.

„Ja, seht, Meister Calvin, ich hätte an den Worten ersticken mögen, die ich für ihn in Bereitschaft hatte. Er aber hatte keine Worte, sondern nur gleißnerische Thränen. O, wäret Ihr zugegen gewesen und hättet ihn nur ein einziges Mal mit einem jener Blicke angeschaut, wie ich sie bei Euch zwei- oder dreimal gesehn! — Aber hört, das ist sein Schritt — er kommt zu Euch — vernichtet ihn, den Abtrünnigen!" — Mit diesen Worten verließ

er das Gemach, in welches im nämlichen Augenblicke der Canonicus eintrat.

Sein Gesicht war erhitzt und trug noch Spuren von Thränen. Seine Haltung war unsicher, wiewohl er sich sichtlich anstrengte, seine männliche Würde zu bewahren.

Nach flüchtigem Gruß rückte er einen Stuhl an den Tisch, an welchem Calvin arbeitete, und setzte sich nieder.

Calvin hatte sich in seinem Sessel zurückgelehnt. Seine Arme ruhten auf den Seitenlehnen des Sessels. Seine Züge drückten seine gewöhnliche kalte Ruhe aus. Sein großes, durchbohrendes Auge heftete er forschend auf du Tillet.

„Ich stehe an einem Wendepunkte meines Lebens“ — begann dieser mit bebender Stimme — „Meine Seele ist in Aufruhr. Zwei feindliche Mächte ringen in mir. Die Stimme meines Gewissens ist nicht mächtig genug, den Kampf zu entscheiden. D e i n e Stimme soll es thun! — Doch zuvor gestatte mir, ein Bekenntniß abzulegen. Ich will nicht als Heuchler vor dir stehen. — Du weißt,

ich bin im Süden Frankreichs geboren. Mein Temperament ist lebhaft, erregbar, entzündlich. Im Augenblicke reißt eine Idee mich fort und begeistert mich. Und im Augenblicke dieser Begeisterung würde ich jedes Heldenthums, ja des Märtyrerthums fähig sein. So traf mich deine reformatorische Idee, riß mich hin und begeisterte mich. Wäre mein Glaubensmuth damals auf die Probe gestellt worden, ich schwöre dir's beim allmächtigen Gott, kein Scheiterhaufen würde mich zurückgeschreckt und wankend in meinem Bekenntniß gemacht haben.

Du weißt auch, ich habe nicht einen Augenblick gezögert, mich deiner Flucht anzuschließen. Ich habe Vermögen und Stellung freudig zurückgelassen, um einem ungewissen Schicksal entgegenzuziehen. Auch das Mißgeschick, welches uns unterwegs traf, hat mich nur vorübergehend niedergedrückt. Deine Mahnung richtete mich sogleich wieder auf; ja, ich kann dir betheuern, daß ich die darauf folgenden Mühseligkeiten und Nöthe mit einem Triumphgefühl ohnegleichen ertragen habe. Ich fühlte das Kreuz des Herrn zum ersten Male auf meinen

Schultern. Ich trug es mit Stolz und Begeisterung!" — Er hielt inne, als erwartete er, daß Calvin eine Bemerkung machen würde. Der aber blieb stumm und bewegungslos, wie eine Figur von Marmor.

„Wir kamen nach Straßburg" — fuhr du Tillet fort — „Die schnelle, wunderbare Bekehrung des Sektirers erregte die schönsten und kühnsten Hoffnungen in mir; ich betrachtete sie als einen Fingerzeig von oben, daß wir uns in jener Stadt niederlassen, uns dort eine zweite Heimath gründen sollten. Ich kann dir nicht beschreiben, wie deine Weigerung mich darniederdrückte. Als wir Straßburg den Rücken kehrten, war mir, als hätte ich all meine Hoffnung hinter mir gelassen; zum ersten Male zweifelte ich an deiner Weisheit; zum ersten Male überzeugten mich deine Gründe nicht.

In dieser hoffnungslosen, niedergedrückten Stimmung traf mich dein schonungsloses, hartes Wort und vernichtete mich. Gott im Himmel weiß es, noch hatte sich kein Gefühl der Reue in meinem Herzen geregt. Es ist wahr, ich trug das Kreuz des

Herrn nicht mehr mit der früheren Freude und Begeisterung; aber noch drückte es mich nicht. Dein kränkender Vorwurf traf kein Schuldbewußtsein in mir; aber er benahm mir allen Muth, erregte Zweifel an meiner Würdigkeit in mir und stürzte mich in eine düstre, verzweifelnde Grübelei. Seit jener Stunde, in welcher du jene vernichtenden Worte an mich gerichtet, ist mein Seelenfrieden dahin; ich verzweifle an mir, an dir und zuweilen an der Sache, welcher wir uns gewidmet haben!"

In der Haltung und in den Zügen Calvin's die frühere kalte Ruhe. Nur sein Auge schien größer zu werden und sich tiefer und tiefer in das Antlitz des Canonicus hinein zu bohren. Darauf umspielte ein bittres Lächeln seine Mundwinkel, und er sprach das eine Wort: „Heuchler!"

Du Tillet erbleichte. Eine lange Weile saß er niedergeschmettert, sprachlos da. Dann erglühte sein Gesicht, und er versuchte, den stolzen, verachtenden Blick Calvin's zu erwiedern. „Daß du hart und schonungslos bist" — rief er mit bebender Stimme. — „hab' ich schon einmal erfahren. Daß

du grausam und boshaft sein kannst, erfahr' ich erst jetzt. Doch sag' ich dir Dank dafür, daß du mir in dieser Stunde dein wahres Wesen offenbarst. Ich werde dir jetzt mit noch größerer Freimüthigkeit das meinige enthüllen. — Der Seelenzustand, welchen ich dir geschildert, ist treu und wahr geschildert. Giebt es eine Heuchelei zwischen uns, von mir ist sie nicht ausgegangen. Da wir aber einmal zu Vorwürfen gekommen sind, so will auch ich dir einen machen: Hinter deiner Demuth und Frömmigkeit verbergen sich Stolz und Herrschsucht, Meister Calvin!"

Calvin, der bis dahin vollkommen unbeweglich geblieben war, erhob sein halb auf die Brust gesenktes Haupt und sagte nach einem tiefen Seufzer und mit einem Blicke gen Himmel: „Herr, du weißt es!"

Du Tillet war betroffen, erschüttert. Es lag so viel Aufrichtigkeit in Calvin's Blicke und so viel Inbrunst in seiner Berufung auf Gott, daß er seinen Vorwurf bereute. Doch war er zu weit gegangen, um mit Ehren wieder umkehren zu können.

Auch entdeckte er in den Zügen Calvin's, als dieser ihn wieder anblickte, den Ausdruck der Verachtung.

„Wenn ich dir Unrecht thue“ — fuhr er fort — „so möge mir's Gott verzeihen. Der Schein aber ist gegen dich! Warum tritt auf deinem bleichen Gesicht bei dem geringsten Widerspruch die Galle hervor? Warum würdigst du mich deines Vertrauens nicht, sprichst nie von unsrer Zukunft und deinen Plänen zu mir? Warum hast du mich gehindert, in Straßburg zu bleiben, wo ich meine Kräfte üben und stählen, meinen guten Willen zeigen und unter den französischen Flüchtlingen eine achtbare und selbstständige Stellung hätte einnehmen können?

Warum hast du mich nicht aufgefordert, dich zu Martin Bucer zu begleiten? Warum behandelst du mich in unsern Gesprächen mit Grynäus als einen unmündigen Knaben, dem jedes Urtheil fehlt? — Ich habe dir Freimüthigkeit gelobt; und freimüthig erklär' ich dir jetzt: Ich habe Amt und Würde, und Hab' und Gut verlassen, um mich dem Dienste des Evangeliums zu widmen; aber nicht

einem solch trägen, thatenlosen Dienst, zu welchem ich mich hier verurtheilt sehe. Ich wollte dulden und leiden, aber auch ringen und kämpfen! Ich wollte dein Mitarbeiter im Weinberge des Herrn, dein treuer Gefährte, aber nicht dein willenloser Diener sein!"

Er hielt wieder inne und schien eine Antwort zu erwarten. Allein Calvin blieb stumm.

„Warum giebst du nicht Antwort auf meine Fragen?" — fragte du Tillet.

„Weil zwischen uns keine Verständigung mehr möglich ist" — sagte Calvin kalt — „Ich suche Ruhe und Frieden; du suchest Lärm und Kampf. Ich erblicke in Christi Lehre ein Mittel, den menschlichen Hochmuth zu demüthigen; du willst sie zur Erreichung von Ruhm und Ansehn benützen. Ich ertrage mein Geschick als eine Offenbarung von Gottes Willen; du willst Gott von dem menschlichen Willen abhängig machen. Täusche dich nicht, du Tillet, du hast das Evangelium niemals in dir aufgenommen. Der Reiz des Neuen hat dich verführt. Deine leicht entzündliche Phantasie hatte

dir Bilder des Ruhms vorgespiegelt. Die heilige Sache des Herrn ist dir nicht Zweck, sondern nur Mittel gewesen. Und nun, da du erkennst, daß diese Sache nicht Ehre, Gewinn und Pfründen bringt, daß sie vielmehr mit Demuth, Entbehrung und Noth unzertrennlich verbunden ist, nun suchst du, um deinen Abfall zu rechtfertigen, mich und dich selber zu verblenden. — Doch ich mache dir keinen Vorwurf. Der Herr in seinem unerforschlichen Rathschluß hat dich nicht für das Licht, sondern für die Finsterniß bestimmt. Auch dein Bruder, der gekommen ist, dein Herz durch Vorspiegelung irdischen Glückes und Wohllebens zu berücken und dich in die Arme des Papstthums zurückzuführen, ist nur ein Werkzeug in der Hand des Höchsten. Folge ihm und erfülle deine Bestimmung. Zwischen uns liegt fortan eine gähnende Kluft, die auch der Tod nicht ausfüllen kann!"

Seine Stimme und sein Blick übten den alten unwiderstehlichen Zauber auf du Tillet aus. Er stand auf, näherte sich Calvin und sagte:

„Laß uns so nicht scheiden! Wenn ich, eine

Beute der widersprechendsten Gefühle, von deiner unbarmherzigen Strenge verletzt, nachgebend dem Drange des Augenblicks, dich gekränkt habe, so vergieb es mir, wie Christus vergab. Ich besitze nicht deinen unbeugsamen Geist und deine kalte Beharrlichkeit. Ich vermöchte wohl gegen einen offnen, gewappneten Feind kühn zu kämpfen. Die tausend kleinen Nadelstiche der Noth und des Mißgeschicks machen mich ohnmächtig. Darum kann ich die gegenwärtigen Verhältnisse nicht ertragen. Sie würden mich aufreiben, zu Grunde richten. Aber du täuschest dich dennoch, wenn du glaubst, daß der göttliche Funke der Wahrheit, welchen du in mir entzündet hast, je wieder erlöschen könnte.

Ich werde zurückkehren nach Frankreich, um die Lage unsrer verfolgten und unterdrückten Brüder zu erleichtern. Ich werde dem Papstthum wieder dienen, aber nur, um es zu bekämpfen, es in seiner Wurzel anzugreifen. Du kennst das Wirken des edlen Bischofs von Meaux, Wilhelm Briconet. Erleuchtet von der Wahrheit des Evangeliums, ist er dennoch katholischer Bischof geblieben. Die Lehre

der Wahrheit hat er mit den Werken der Liebe verbunden. Mit dem Eifer eines Paulus hat er den reinen Glauben verkündigt. Ihm werde ich nachzuahmen suchen!“

Calvin machte keine Miene, die dargebotene Hand zu ergreifen. „Willst du mir nicht verzeihen, Calvin?“ — fragte du Tillet in flehendem Tone.

„Die Beleidigungen gegen mich verzeihe ich dir gern“ — versetzte Calvin mit Eiseskälte — „Dein Abfall aber ist eine Beleidigung gegen Gott; und die will und darf ich nicht verzeihen. Dein Vorsatz ist nur eitler Selbstbetrug. Wer dem Papst dient, kann Gott nicht dienen, selbst wenn er's wollte. Wer den Papst nicht haßt, kann auch das Evangelium nicht lieben. — Ziehe nur hin — die Bischofsmütze wird dein Haupt bald von allen ketzerischen Irrlehren befrei'n!“

Du Tillet zog seine Hand zurück, blieb aber noch stehn und sagte in weichem Tone: „Lebe wohl!“

„Lebe wohl!“ — wiederholte Calvin, richtete sich auf und ergriff die Feder.

Du Tillet schritt bis zur Thür, wandte sich dort um und sagte:

„Soll ich den Brüdern in Frankreich deinen Segen mitnehmen?“

„In deinem Munde würde sich mein Segen in einen Fluch verwandeln!“ — sprach Calvin.

So schieden sie.

Calvin, allein gelassen, stützte die Arme auf den Tisch, faltete die Hände, schlug die Augen gen Himmel auf und sprach: „Herr, wenn er Recht hatte, wenn Stolz und Herrschsucht in meinem Innern sich bergen, ohne daß ich es weiß, o so reiße sie heraus aus mir, und solltest du meine Brust zerfleischen.

Schmettre mich nieder und demüthige mich. Ich werde dein unerforschliches Gericht mit Ergebung ertragen!“

Inzwischen ging du Tillet nach seinem Zimmer und rief Gilbert.

„Ich werde mit meinem Bruder nach Frankreich zurückkehren“ — begann du Tillet — „Du mußt sogleich zwei Pferde kaufen, eins für mich und eins

für dich. Außerdem übergieb an Meister Calvin die 30 Thaler, welche uns der Sektirer aus Straßburg geliehen. Er mag sie, nach seinem Belieben, dem Manne zurückschicken oder behalten. Hier in diesem Beutel findest du eine Summe, womit du diese beiden Ausgaben bestreiten kannst. Den Rest, welcher jedenfalls zehn Thaler übersteigen wird, magst du für dich, in dessen Schuld ich noch stehe, behalten."

Gilbert nahm den Beutel, öffnete ihn und zählte daraus, während du Tillet nach einem Gegenstande im Zimmer suchte, 40 Thaler auf den Tisch.

„So!" — sprach er darauf, indem er mit dem Finger nach der aufgezählten Summe deutete — „Hier sind die 30 Thaler für den Sektirer und die zehn, welche Ihr mir schuldet, für mich."

„Verschone mich jetzt mit deiner Gewissenhaftigkeit" — versetzte du Tillet, indem er nach seinem Hute griff.

„Verzeiht, Hochwürden, ein evangelisches Gewissen ist ängstlicher, als ein papistisches. Leute, die einander verlassen, müssen quitt mit einander sein."

„Was soll das?“ — fragte der Canonicus, betroffen.

„Je nun, die Geschmäcke sind einmal verschieden“ — versetzte Gilbert mit der Miene der Einfalt — „Ihr sehnt Euch nach den Fleischtöpfen Aegyptens zurück, und ich habe Geschmack an der Schmalküche Basels gefunden. Es ist hier eine sehr schöne Gegend, und die Leute sind gut und gastfreundlich. Auch gefallen mir die Baseler Predigten sehr gut. Es ist zwar wenig Honig, aber desto mehr Salz in ihnen.“

„Narr, willst du mich äffen?“ — rief du Tillet, zornig.

„Gewiß nicht, Hochwürden“ — sagte Gilbert kaltblütig — „Ich führe nur Gründe für meine Entschließung an. Und das ist das Schöne, Anziehende beim evangelischen Glauben, daß er den Menschenkindern erlaubt, Gründe anzugeben und einen Schluß zu ziehen. Die Papisten dürfen das nicht, wie Ihr wißt. Was irgend ein Papst oder Heiliger gesagt oder befohlen, darauf müssen sie schwören. Und wenn der Heiland noch einmal in

die Welt käme, so würde er ganz unsäglich viel lernen müssen, ehe er ein guter katholischer Christ werden könnte.“

Ob du Tillet die Rede seines Dieners durchgehends angehört, wissen wir nicht. Er schritt hastig auf und nieder, ringend mit einem Heere qualvoller und widerstreitender Gefühle. Calvin's kalte Verachtung hatte ihn lange nicht so gepeinigt, als seines Dieners versteckter Hohn. Scham, Reue, Entrüstung, Wuth bestürmten seine Seele zugleich. Und als Gilbert endlich schwieg und mit größter Gelassenheit die aufgezählte Summe einstrich, da verlor er die Fassung und ließ seiner Wuth die Zügel schießen. „Treuloser Schurke!“ — rief er an den Tisch springend — „da nimm auch das noch zum Lohn für deinen früheren Dienst, damit wir gänzlich quitt sind!“

Mit diesen Worten schleuderte er Gilbert den noch halbgefüllten Beutel zu.

„Treulos?“ — sprach Gilbert, ruhig, indem er den Beutel zur Erde fallen ließ — „Ihr redet irre, Hochwürden. Ich habe geschworen, dem Herrn zu

dienen, so wie Ihr; und nur im Dienste des Herrn diente ich Euch. Nunmehr aber, da Ihr vom Herrn abgefallen, verlasse ich Euch im Dienste des Herrn. — Habt Ihr an diesem Schlusse etwas auszusetzen?"

Alle Schlüsse der Welt hätten den Canonicus nicht mehr aufgehalten. Mit einem halblauten Fluche stürzte er aus dem Zimmer. Gilbert aber schränkte die Arme über der Brust, betrachtete den auf dem Boden liegenden Beutel und sprach: „Dieses Geld hat er mir geschenkt! In unfreundlicher Weise zwar, aber doch geschenkt. Warum sollt' ich's nicht nehmen? Zwar kommt es aus den Händen eines Papisten. Jedoch das Geld hat keinen Glauben und steckt auch nicht an. Geld ist ein Allerweltsdiener, ohne Treu' und Glauben, aber doch darum schätzenswerth, weil es aus einer Hand in die andre übergeht, ohne an seinem Werthe zu verlieren." Er hob den Beutel auf, setzte ihn auf den Tisch und fuhr fort: „Du hast bisher einem Papisten gedient; diene von nun an dem reinen Glauben. Du hast mit mir ein und denselben Herrn

gedient, du hast ihn mit mir in einer Stunde verlassen; und von Stund' an sollst du mit mir in Meister Calvin's Dienste treten!"

Nach diesen Worten ergriff er den Beutel und trug ihn nach seiner Kammer.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nach der Abreise du Tillet's führte Calvin ein halbes Einsiedlerleben zu Basel. Grynäus war der Einzige, mit dem er Umgang hielt. Aber auch diesem gelang es nur selten, ihn auf kurze Zeit von seiner Arbeit loszureißen.

Der König von Frankreich, welchem die Schmalkaldischen Fürsten seine Härte und Grausamkeit gegen die Protestanten seines Landes zum Vorwurf machten, bemühte sich, seinen Fanatismus dadurch zu rechtfertigen, daß er die Lutheraner als Feinde des Gesetzes und der Ordnung schilderte und ihnen die abscheulichsten Verbrechen zur Last legte.

Calvin, der in seiner Vorrede, als hätte er diese Beschuldigungen vorausgesehen, die Rechtfertigung der Protestanten übernommen hatte, beeilte

sich jetzt um so mehr, das Werk zu vollenden. Schon in Frankreich, dann später auf seiner Reise, hatte er sich aber auch überzeugt, daß die Protestanten, zerstreut, ohne Halt und Stütze, wie sie waren, der Anarchie wirklich in die Arme zu fallen drohten. Es that Noth, daß eine feste Hand ihnen den Abriß der evangelischen Lehre vorzeichnete. Darum ruhte er nicht und gönnte sich keine Erholung, bis er das Werk vollendet hatte.

Endlich war es fertig, es wurde gedruckt und erschien. Die alte Schüchternheit hielt ihn ab, den Namen des Verfassers zu veröffentlichen. Allein dieser Name war bereits ein öffentliches Geheimniß.

Wie erstaunte man über ein Werk, worin so manche Lehre, welche die geübtesten Theologen nur mit Zurückhaltung geäußert, „die sogar Augustin nur mit zitternder Lippe aufzustellen gewagt" hatte, unbedenklich von einem jungen Mann von 25 Jahren behauptet wurde. Auch in der Moral ließ dieses Buch nichts schlummern; es löste jede Wahrheit in eine Reihe von Anwendungen auf, aus

jedem Dogma folgerte es neue Gesetze einer strengen Kirchenzucht.

Wir haben von dem außerordentlichen Rufe des „christlichen Unterrichts“ schon früher gesprochen. Wir wollen daher an dieser Stelle nur schildern, wie dieser Ruf auf Calvin, den Verfasser, gewirkt.

Aus Schüchternheit hatte er seinen Namen verschwiegen. Als er aber sah, daß das Verschweigen vergeblich gewesen; als von allen Seiten Beglückwünschungsschreiben an ihn ergingen, welche mit enthusiastischer Uebertreibung von den unberechenbaren Folgen dieses Buches sprachen; als selbst Farel an ihn schrieb und ihn den gelehrten Mann Gottes nannte; da fühlte er sich so verwirrt und beängstigt, daß er aus Basel fliehen und sich einen andern „Schlupfwinkel“ suchen wollte. Nur den inständigen Bitten des Grynäus gelang es, ihn festzuhalten. Wie immer, wenn er seine Ruhe verloren, warf er sich in die Arme des Studiums. Während man in halb Europa von seinem Werke

sprach und seinen Ruhm verkündigte, saß er in seinem kleinen Zimmer und studirte Hebräisch.

Noch eigenthümlicher war es, daß er, bei welchem Alles kalter Verstand und voraussehende Berechnung war, sich doch nie mit den gewöhnlichen Sorgen des Lebens beschwerte. Er lebte nun fast ein Jahr in Basel und hatte sich ein einziges Mal um seinen Unterhalt gekümmert. Bald nach der Abreise du Tillet's nämlich, als er sah, daß Gilbert unerschütterlich entschlossen war, bei ihm zu bleiben, sagte er eines Morgens: „Gilbert, sei sparsam, damit unser kleiner Schatz, das Geschenk des wackern Stoerder, so lange als möglich, ausreiche. Die Gastfreundschaft meines Freundes Grynäus ist zwar groß, aber doch möcht' ich ihn nicht zu arg beschweren. Ich selbst habe nichts, wie du weißt."

„Wenn ich aus mancherlei Anzeichen einen Schluß ziehen darf, Meister" — versetzte Gilbert — „so werden wir stets so viel haben, als wir brauchen. Auch steht geschrieben: Sorget nicht für den andern Morgen! — Ihr esset bei Meister Grynäus und sonst habt Ihr keine Bedürfnisse. Ich aber finde

meinen Unterhalt bei unserm Hauswirth, dessen Garten ich versorge und dessen Bäume ich pflege. Daher ist unser kleiner Schatz noch gar nicht angegriffen."

Das war, wie gesagt, während eines ganzen Jahres das einzige Mal, daß Calvin der Bedürfnisse des Lebens gedachte.

Eben so wenig schien er sich um das öffentliche Leben, welches ihn umgab, zu kümmern. Er, der einst eine große Revolution unterdrücken und eine stolze Republik mit dictatorischer Gewalt beherrschen sollte, er war noch in Basel so scheu und schüchtern, als ob jeder Windhauch ihn umwerfen könnte und vermied es mit ängstlicher Wachsamkeit, ein offenes Urtheil über die öffentlichen Angelegenheiten seiner neuen Heimath abzugeben. Gleichwohl hatte er sich ein bestimmtes Urtheil gebildet, und dieses Urtheil, welches er nur selten und nur gegen Grynäus zu äußern wagte, wich sehr wesentlich von demjenigen des Letztern ab.

Gerade in Basel hatte die Reform nach der unglücklichen Schlacht bei Kappel einen gewaltigen

Stoß erlitten. Verkappte Papisten erhoben ihre Stimmen in den Rathsälen. Die Geistlichen wurden dem Richteramt der Universität unterworfen, welche nicht gerade sehr protestantisch gesinnt war. Die Räthe, welche über Adel und Kirche gesiegt, lenkten die Bewegung auf Befestigung ihrer eignen Gewalt hin.

Das Alles war dem gutmüthigen und arglosen Grynäus entgangen. In seinem „geliebten" Basel vermochte er selbst dann keine Uebelstände zu finden, wenn er unter denselben litt. Aber Calvin's durchdringendes Auge entdeckte sie, und wahrscheinlich in Folge dieser Entdeckung hielt er sich so ganz von dem öffentlichen Leben zurück.

So war es gekommen, daß der Mann, dessen Name bereits in halb Europa mit Achtung genannt wurde, an dem Orte, wo er sich aufhielt, nur wenig gekannt war. Selbst von den Professoren Basels kannten ihn nur einige; selbst dem großen und berühmten Philologen Erasmus, der damals in Basel residirte, und dem jeder durchreisende Fremde von Bedeutung sich vorstellen ließ, war Calvin, ein

Jahr nach seiner Ankunft, persönlich noch nicht bekannt.

Erasmus, „der erste Gelehrte seiner Zeit," der am Vorhofe der reformatorischen Bewegung als einer der mächtigsten Hebel des Zeitgeistes gewirkt hatte, der dann später im Laufe der Revolution von den Männern des Tages zur alten Partei, in den Schooß der römischen Kirche, zurückgekehrt war, der aber auch als Katholik noch eine Zierde der Wissenschaften und ein Verfechter der Freisinnigkeit genannt zu werden verdient; dieser seltsame, außerordentliche Mann mußte in seinem Greisenalter gleichsam als Strafe seiner vereinsamten Stellung das Schicksal ertragen, von allen Parteien gehaßt und verdächtigt zu werden. Die Katholiken haßten ihn, weil sie ihn als den eigentlichen Urheber der Reform betrachteten, und verdächtigten ihn, weil sie wohl fühlten, daß er, wiewohl er sich zu ihrer Kirche bekannte, seine ursprünglichen freisinnigen Ideen nicht aufgegeben hatte. Den protestantischen Führern war er ein Dorn im Auge, weil er sich von ihnen losgesagt hatte und ein eifriger und ge-

fährlicher Widersacher ihrer Orthodoxie war; und sie verdächtigten ihn der Eitelkeit und des Ehrgeizes, weil er die humanistischen Wissenschaften gegen sie in Schutz nahm und die Bischöfe und Fürsten vertheidigte.

Auch Calvin theilte diesen allgemeinen Haß gegen den berühmten Greis; die inständigen Bitten des Grynäus, dem Erasmus einen Besuch zu machen, schienen ihn in seiner Abneigung gegen denselben nur noch zu bestärken. „Dieser Mann ist ein Heide, ein Epikur“ — pflegte er zu sagen — „Ich habe mit ihm nichts zu schaffen. Das hohe Lied Salomonis nennt er ein Liebeslied; die Briefe Pauli hält er für confuse; selbst die Gottheit Christi zieht er an einzelnen Stellen in Zweifel!“

Gleichwohl las er mit höchster Aufmerksamkeit die Schriften des Erasmus und lenkte in den Unterhaltungen mit Grynäus stets selber das Gespräch auf ihn. Besonders als er seine Institutionen herausgegeben hatte, verrieth er eine große Neugierde zu erfahren, wie Erasmus über sie urtheile.

Zu dieser Zeit traf es sich, daß Martin Bucer nach

Basel kam. Unter den Ersten, die er besuchte, war Calvin. Er beglückwünschte ihn wegen seines neu errungenen Ruhmes, erkundigte sich nach seinen Bekanntschaften und Freunden in Basel und war ganz erstaunt zu hören, daß Calvin ein halbes Einsiedlerleben geführt habe. Daß Calvin den Erasmus noch nicht besucht, schien ihm so unglaublich, daß es ihm Calvin erst noch einmal und ganz bestimmt versichern mußte.

„Nun gut" — sagte Bucer — „ich habe dir in Straßburg schon zugesagt, daß ich dich mit diesem außerordentlichen Manne bekannt machen wolle; ich ahnte damals nicht, daß ein ganzes Jahr verstreichen würde, ehe ich nach Basel käme. Wunderbarer Weise wird mir nun jetzt noch Gelegenheit geboten, mein Versprechen zu erfüllen. Und so will ich nur gleich zu Erasmus eilen und deinen Besuch anmelden."

Calvin versetzte nach einigem Zögern: „Was du mir hier anbietest, hat mir auch Grynäus schon mehr als einmal angeboten: mich dem Erasmus

vorzustellen. Aber ich frage dich, wozu soll diese Bekanntschaft führen? Was kann ich mit Erasmus gemein haben? Als du mir in Straßburg das Anerbieten machtest, kannte ich diesen wankelmüthigen, zweideutigen Mann noch nicht, wie ich ihn jetzt aus seinen Schriften kenne. Und ich gestehe, ich wundere mich, daß auch ihr den Abtrünnigen, anstatt ihn zu verachten und zu verleugnen, noch rühmet und aufsuchet."

„Mein stolzer und strenger Freund, laß mich dir sagen, daß du die Verhältnisse nicht richtig beurtheilst. Es ist wahr, dieser Erasmus hat uns alle furchtbar enttäuscht. Er, der die Fahne des Lichtes zuerst erhoben, hat uns später den Rücken gekehrt und ist in das Lager unsrer Feinde übergegangen. Allein er hat das nicht gethan, um uns zu verrathen und unsern Feinden zu dienen, sondern aus einer ihm angebornen Scheu vor Kampf und Gefahr. Er ist kein Glaubensheld, sondern ein großer Gelehrter. Er will Ruhe haben um jeden Preis. Er liebt die Behaglichkeit des Lebens. Beides hat er in der römischen Kirche gefunden; und so bekennt er sich

äußerlich zu ihr. Aber glaube nicht, daß er ihr wirklich dient. Dieser wunderbare Greis steht über den Parteien; und seine Persönlichkeit macht auf Jedermann, zu welchem Glauben er auch gehöre, einen so gewaltigen Eindruck, daß man ihn verehren muß, selbst wenn man ihn zu bekämpfen genöthigt ist. Lerne ihn nur kennen. Zwischen zwei Geistern, wie ihr, wird sich sehr bald irgend eine Verwandtschaft offenbaren. Und um ganz offen zu sein, auch die Klugheit erheischt es, daß wir uns diesen immer noch einflußreichen Mann nicht völlig entfremden, ihn zu versöhnen suchen. Er ist ein gefährlicher Gegner, und der unheilbare Zwiespalt unter uns selber böte ihm scharfe Waffen zu neuem Kampfe."

Calvin durchschaute recht wohl, daß des Pudels Kern in den letzten Worten lag. Auch konnte vor seinen strengen Grundsätzen die Entschuldigung, die Martin Bucer zu Gunsten des Erasmus geltend machen wollte, nicht bestehen. Irdische Rücksichten gegenüber dem Glauben verachtete und verdammte er unter allen Umständen. Aber dennoch war er in seinem frühern Entschlusse, den Erasmus nicht zu

besuchen, wankend geworden. Es regte sich die Neugierde in ihm, den persönlichen unwiderstehlichen Zauber des Greises kennen zu lernen, und in der Tiefe seiner Seele vielleicht auch der Wunsch, zu erweisen, daß dieser Zauber über ihn wenigstens keine Macht habe. Kurz, am Ende gab er den Bitten Martin Bucer's nach; und schon am nächsten Tage begab er sich in Begleitung des Letzteren in das palastähnliche Haus des berühmten Gelehrten.

Erasmus stand nicht ganz mit Unrecht in dem Rufe eines Epikur. Er liebte sinnliche Genüsse und Pracht und Glanz. Sein Haus in Basel glich eher dem Palaste eines Fürsten, als der Wohnung eines Gelehrten. Seine Tafel war als die leckerste und sein Wein als der feinste und edelste in ganz Basel bekannt. Seine Gemächer waren mit Gegenständen der Kunst und des Luxus geschmückt; eine zahlreiche Dienerschaft sorgte für Bequemlichkeit und diente als Zubehör der vornehmen Einrichtung. Das Gemach, in welchem er Calvin und Bucer empfing, war getäfelt und mit Tapeten, der Fußboden mit Teppichen bedeckt. Er saß auf einem

Kanapee von kostbarem Sammet; auf einem Tische vor ihm lagen Bücher ausgebreitet.

Er war ein kleiner Mann mit weißem Silberhaar, schönen blauen Augen und geistvollen Zügen. Um seine schmalen Lippen spielte ein feines Lächeln, welches während der Unterhaltung sehr oft den Ausdruck der Ironie annahm.

Er begrüßte die Eintretenden mit leichter Höflichkeit. Ein Diener rollte zwei Lehnsessel für sie an den Tisch; und nachdem sie Platz genommen, ließ er sich wieder auf dem Kanapee nieder.

„Ihr seid, wie mir Meister Bucer gestern mitgetheilt, trotz Eurer Jugend schon ein Gelehrter von Ruf“ — begann er, indem er mit dem Blicke Calvin's Züge und Gestalt überflog.

Im Grunde lag schon in dieser Anrede ein Zug von Bosheit. Von einem Manne, wie Erasmus, konnte man wohl annehmen, daß er die Schriften Calvin's, zum wenigsten die neueste und berühmteste desselben, gelesen hatte. Indem er sich auf die Mittheilung Martin Bucer's berief, schien er

die Verantwortlichkeit seiner anerkennenden Aeußerung von sich abwälzen zu wollen.

Da Calvin schwieg, so fuhr er fort: „Martin Bucer hat mich insbesondere auf Euer neuestes Werk — ich glaube, es führt den Titel „christliche Institutionen“ — aufmerksam gemacht. Ich hoffe, es ist Euch von den Verlegern anständig honorirt worden?“

„Meine Schriften“ — versetzte Calvin, einfach — „sind im Dienste des Glaubens geschrieben, meine tiefinnerste religiöse Ueberzeugung ist in ihnen niedergelegt; für diesen Glaubensdienst und für diese Ueberzeugung darf ich keine Bezahlung nehmen.“

„Ah, Ihr ahmet den Martin Luther nach!“ — rief Erasmus mit feinem moquanten Lächeln — „Auch er läßt sich keine seiner Schriften vom Buchhändler bezahlen und ist stolz auf seine Armuth.“

Calvin, der das Lächeln bemerkt hatte, sah dem Greise mit festem Blicke in's Gesicht und versetzte: „Ich bin ich selbst, Meister Erasmus, und ahme Niemanden nach. Aber so gut Ihr, um Euer Ge-

wissen rein zu erhalten, den Purpur ausgeschlagen, den Papst Paul III. Euch angetragen, ebenso gut kann ich wohl auch, um mein Gewissen nicht zu beschweren, die Belohnung zurückweisen, die man mir für die Veröffentlichung meiner Ueberzeugung geboten!"

Der Greis schlug, erröthend, die Augen nieder; und es war unmöglich zu unterscheiden, ob diese Röthe ein Zeichen seiner Bescheidenheit oder des Getroffenseins war.

Papst Paul III., der klüger, oder wenigstens schlauer, als seine Vorgänger war und wohl einsah, daß die Kirche ihre Sünden mit dem Verluste Deutschlands und Englands gebüßt hatte, wünschte sie in ihrer Politik und in ihren Sitten zu bessern. Es war eine seiner ersten Handlungen, daß er Erasmus den Purpur anbot und zum Wiederaufbau der in ihren Grundfesten erschütterten Kirche seine Hilfe verlangte. Erasmus schlug den Purpur mit der Geberde eines Mannes aus, der nichts mehr wünscht, als ruhig zu sterben. Indeß selbst Leute, die mit ihm in näherer Berührung standen, behaupteten, seine

Enthaltsamkeit sei wohl mehr eine Sache der Klugheit, als der Todessehnsucht, gewesen: er habe seinen Feinden, die ohnehin schon so scharfe Waffen gegen ihn hatten, nicht noch eine, und zwar so siegreiche, in die Hand geben wollen. — Calvin's Anspielung auf diese Thatsache konnte mithin ebensowohl Ironie, als Anerkennung sein; und bei dem argwöhnischen Charakter des Erasmus ist wohl anzunehmen, daß er sie wahrscheinlich für Ironie gehalten.

Die Pause, welche nach Calvin's Aeußerung eintrat, war für Martin Bucer so peinlich, daß er sich bemühte, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. „Da Ihr gerade Martin Luther's gedacht habt" — bemerkte er, gegen Erasmus gewendet — „so will ich Euch eine Mittheilung machen, die Euch gewiß freuen wird. Luther hat kürzlich eine Aufforderung an die Jünglinge zu Wittenberg erlassen, daß sie sich wieder fleißig zu den Wissenschaften wenden sollen."

In der That zeigte sich der Ausdruck der Freude in den Zügen des Erasmus; allein es war dies,

wie aus seinen folgenden Worten hervorging, nicht die Freude, die Bucer gemeint hatte.

„Ihr müßt wissen“ — begann er, zu Calvin gewendet — „ich habe einmal geschrieben, daß überall, wo das Lutherthum herrsche, das Studium der Wissenschaften sinke. Die Mittheilung des Meister Bucer beweist nun, daß ich wahr geschrieben. Auch habe ich kürzlich erfahren, daß Melanchthon wegen Mangel an Zuhörern kein Collegium über die humanistischen Studien mehr zusammenbringen könne. Ich will nicht untersuchen, welches der Grund hievon ist. Aber sagen muß ich, daß ich eine Bewegung der Geister, welche von den Wissenschaften abführt, für keine gesunde und heilsame halte.“ — Bei diesen Worten blickte er Calvin forschend an, als läge ihm viel daran, seine Meinung zu vernehmen.

Calvin hielt gleichwohl mit seinem Urtheile zurück. Erasmus mußte erst fragen: „Welches ist Eure Meinung über diesen Punkt?“

„Gelehrsamkeit und Wissenschaft sind gut und nützlich“ — antwortete er dann — „allein sie sind

nicht immer und unbedingt mit Frömmigkeit und Tugend verbunden; ja zuweilen stehen sie geradezu mit diesen in Widerspruch, insofern sie Dünkel und Hochmuth erzeugen. In solchen Fällen nun ist die Kirche berechtigt, im Interesse der Zucht und Sittlichkeit die Wissenschaft in ihre Grenzen zurückzuweisen und, sollte sie dann noch widerstreben, zu demüthigen. Der Glaube steht höher, als das Wissen. Es hat viele gelehrte und berühmte Heiden gegeben und giebt deren noch heut. Die Wissenschaft führt zuweilen zu Zweifeln. Es soll aber der Christ jeden Zweifel von sich weisen und nichts wollen, als Gottes unbegreifliche Herrlichkeit demüthig verehren und offenbaren. Daher kann ich es Martin Luther nicht verargen, wenn er als ein wachsamer Hirt seiner Heerde die Wissenschaft der Kirche unterordnet."

Die Züge des Erasmus verriethen heftige Erregung. Seine blauen Augen flammten, wie Blitze. Man sah ihm an, daß es ihn ungeheuere Anstrengung kostete, sich zu beherrschen.

Das Einzige, was er sein Leben lang mit ganzer

Seele geliebt hatte, waren die Wissenschaften; sie waren ihm an's Herz gewachsen. Hauptsächlich die Furcht, daß durch Ueberhandnahme der Lutherischen Meinungen die schönen Wissenschaften leiden würden, hatte ihn bewogen, gegen Luther in's Feld zu ziehen. Und die Liebe zur Freiheit der Wissenschaft war es gewesen, welche ihn früher zum erbitterten Kampfe gegen die Finsterniß und Entartung der Kirche angestachelt hatte. Und jetzt mußte er, der Greis, sich von einem jungen Manne sagen lassen, daß das Einzige, was er geliebt, das Einzige, wofür er mit Hingebung und Ausdauer gekämpft, von sehr untergeordnetem Werthe sei! — Hierzu kam noch, daß die knappen, kurzen Sätze des jungen Mannes Sentenzen enthielten, die sich ihm, wie spitzige Pfeile, in's Lebendige bohrten. Wie oft hatten ihm seine Feinde Dünkel und Hochmuth vorgeworfen — und Calvin hatte sentenziös gesagt, daß die Wissenschaft oft Dünkel und Hochmuth erzeuge! Wie oft hatte man ihn einen Heiden genannt — und Calvin hatte gesagt: es gäbe noch heut viele gelehrte Heiden!

Und fast noch mehr, als die Worte selbst, verletzte ihn der kalte, gleichgültige Ton, in dem sie gesprochen worden. Erasmus war stolz auf seinen Ruhm; er war ehrgeizig, und dieser Ehrgeiz war in seinem Leben reichlich befriedigt worden. Cardinäle, Päpste und Fürsten hatten stets in einem schmeichelhaften, ehrerbietigen Tone mit ihm gesprochen oder an ihn geschrieben; und dieser junge, ihm gegenüber immer noch unbedeutende Mann hatte es gewagt, ihm mit stoischer Gleichgültigkeit und lakonischer Kürze eine Lection zu ertheilen!

„Ich sehe, auch Ihr seid bestrickt von den Lutherischen Meinungen“ — sagte er nach einer Pause; und in seiner Miene, sowie in seinem Tone, lag eine schlecht verhehlte Bitterkeit — „da läßt sich denn nicht streiten. Denn die Lutheraner bilden sich ein, sie verstehen allein nur die heilige Schrift und Alles, was der Menschheit zur Frage werden kann. Sie sind in ihrer unduldsamen Rechtgläubigkeit so weit vorgeschritten, daß sie Alles Ketzerei nennen, was nicht in ihren Kram paßt. Sie nennen die Arianer Ketzer, sie nennen die Wiedertäufer Ketzer.

Und ich sehe es noch dahin kommen, daß sie den Kirchenbann wieder einführen und die Ketzer verdammen und hinrichten werden!"

Er glaubte eine Trumpfkarte ausgespielt zu haben, welche Calvin nicht würde stechen können; aber er irrte sich. Kalt und gelassen versetzte dieser: „Um die Kirche Gottes zu reinigen und vor Fäulniß zu bewahren, um seine Feinde zu demüthigen und zu vernichten, darf ein guter Diener des Herrn selbst vor Härte und Grausamkeit nicht zurückschrecken. Ich sehe in dem furchtbaren Gerichte der Menschen eine Ehre Gottes!"

Erasmus hatte das Gefühl, als ob ihm das Blut in den Adern erstarrt wäre. Nie hatte er einen so schrecklichen Grundsatz mit so schrecklicher Ruhe aussprechen hören. Starr blickte er in das kalte, bleiche Gesicht Calvin's, und die unbeugsame Consequenz und Strenge, die er darin las, entsetzten ihn. Seine entzündete Phantasie dachte sich diesen jungen Mann als Richter über ihn und las in jedem seiner Züge ein Todesurtheil.

Es dauerte lange, ehe er seine Fassung wieder-

gewonnen. Dann aber griff er plötzlich nach der eiförmigen Nürnberger Uhr, welche vor ihm auf dem Tische lag, und sagte: „Ich bedaure, das Gespräch hier abbrechen zu müssen. Meine Zeit ist sehr beschränkt. Ich werde von so vielen Fremden überlaufen, daß, wenn ich nicht aufhöre, die Gesetze der Höflichkeit zu beobachten, ich am Ende keine Ruhe zum Sterben haben werde!"

Er erhob sich mit stolzer Würde, reichte Martin Bucer die Hand und fuhr fort: „Nun, Meister Bucer, ich weiß, daß auch Ihr ein eingefleischter Lutheraner geworden; doch, da Ihr ein Mann des Vermittelns und Versöhnens seid, so hat das keine so große Gefahr. Doch ermahne und bitte ich Euch herzlich, hütet Euch vor Intoleranz und Grausamkeit in Glaubenssachen. Sie können und werden nur in Roheit und Barbarei zurückführen."

Hierauf verbeugte er sich gegen Calvin, der sich gleichfalls erhoben hatte, und wiederholte dessen kaltes Lebewohl in seinem kältesten Tone.

Martin Bucer geleitete Calvin bis zur Thür; dann, als dieser das Gemach verlassen, kehrte er

plötzlich zu Erasmus zurück und fragte: „Meister, was haltet Ihr von diesem Franzosen?“

Der Greis lächelte bitter, ohne zu antworten.

„Ich sehe wohl, er hat Eure Gunst nicht gefunden?“ — bemerkte Martin Bucer. — Erasmus antwortete im Tone eines Propheten: „Ich sehe eine große Pest ausbrechen, in der Kirche — gegen die Kirche*). — Dieser Mann kann dem Papst gefährlicher werden, als Luther. Doch hoffe ich, seinen Triumph nicht mehr zu erleben.“

Als Martin Bucer unten auf der Straße Calvin eingeholt hatte, fragte er: „Nun, wie hat dir der Greis gefallen?“

„Er ist ein Heide, schlimmer, wie Servet“ — versetzte Calvin — „Seine Bekanntschaft hat mir den Aufenthalt in Basel verleidet. Ich weiß, er wird mir zu schaden suchen, wie er allen seinen Gegnern geschadet hat. Aber dennoch ziehe ich den Haß seiner Liebe vor!“

---

*) „Video magnam pestem oriri in ecclesiá contra ecclesiam.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

„Gilbert, ich werde Basel verlassen" — sagte Calvin einige Tage nach seinem Besuche bei Erasmus zu seinem Diener.

„Das heißt, wir werden Basel verlassen, Meister Calvin. — Nun, wenn der Geist Euch treibt, so müßt Ihr seiner Richtung folgen, ist mein Schluß. Habet nur die Güte, mir diese Richtung anzugeben, damit ich die nöthigen Vorkehrungen treffen kann."

„Ich werde nach Frankreich zurückkehren müssen" — sagte Calvin, gedankenvoll — „Mein Bruder hat mir geschrieben, ich möge nach Noyon kommen, um mein mütterliches Erbtheil in Empfang zu nehmen. Meine gänzliche Mittellosigkeit zwingt mich, seinen Rath zu befolgen. Sonst freilich würde ich eine andere Richtung einschlagen."

Gilbert nahm eine geheimnißvolle Miene an. „Meister Calvin — sprach er in feierlichem Tone — „ich bin nicht würdig, Euch die Schuhriemen aufzulösen. Aber der nämliche Geist, der Euch antreibt, den Weg des Glaubens zu wandeln, treibt mich an und schafft mir Gelegenheit, für die irdischen Mittel Eurer Wanderung zu sorgen. Und da Ihr nun einmal den Standpunkt unserer Finanzen berührt habt, so kann ich Euch sagen, wir sind nicht so arm und mittellos, als Ihr glaubt. Ich will Euch sogleich einen Ueberschlag unsers Baarbestandes machen."

Er hob die Hände in die Höhe, um die einzelnen Posten durch Berührung der Finger zu marquiren, und fuhr fort: „Von Stoerder zum Geschenk erhalten — 30 Thaler. Von meinem ehemaligen, abtrünnigen Herrn, welchen Gott für seine papistische Verstocktheit züchtigen möge, für Auslagen und als Löhnung — 70 Thaler."

„Glaubst du denn, ich werde mich von dir, meinem Diener, unterhalten lassen?" — fragte Calvin.

„Verzeiht, Meister Calvin“ — versetzte Gilbert, salbungsvoll — „ich diene eigentlich weniger Eurer Person, als dem Evangelium; und nur weil ich in Euch, so zu sagen, das Evangelium verkörpert sehe, hab' ich mich an Eure Fersen geheftet. Auch entsinne ich mich, daß der wackere Stoerder mir gesagt hat, die Liebe mache Alles gemein; nicht, als ob Jeder das Recht hätte, fremdes Gut sich anzueignen, sondern so, daß der, welcher den dürftigen Bruder nicht unterstützt, wie er kann, anzusehen sei, als besitze er fremdes Gut. Nun denke ich mir, wiewohl ich Euch diene, bin ich doch Euer Bruder im Herrn; also trifft auch mich die Verpflichtung, Euch meine überflüssige Habe zur Verfügung zu stellen. Endlich, Meister Calvin, könntet Ihr mir wohl die Gefälligkeit erweisen, einen schwachen, armseligen Beweis meiner Dankbarkeit entgegen zu nehmen. Alles was ich bin, verdanke ich Euch. Als ich Euch in Clair bediente, war ich ein roher, sündhafter Mensch, verstrickt in den Banden des Papismus, der Weltlust ergeben, eitel und unwissend. Jetzt, in aller Demuth, sei es gesagt —“

„Bist du ein Sünder, der ohne Gottes Gnade der Verdammung nicht entgehen kann.“

„Sehr richtig, Meister. Aber ich habe jetzt, so zu sagen, ein Bewußtsein meiner Niedrigkeit, und das ist, wie mich dünkt, der erste Schritt zur Buße und Tugend. Ueberdies habt Ihr mich gelehrt, einen richtigen Schluß zu machen, so daß ich den Fingerzeigen des Herrn ein wenig nachspüren kann und nicht mehr als ein Blinder in Finsterniß umhertappe. Kurz —“

„Du bist ein treuer, redlicher Mensch, aber ein Schwätzer!“

„Lasset mich nur einen Schluß aus dem Gesagten ziehen, Meister Calvin. Kurz, wollte ich sagen, Alles was ich bin, bin ich durch Euch und was ich besitze, besitze ich durch Euch, woraus folgt, daß ich mit meiner Person und Habe zu Eurer Verfügung stehe. Solltet Ihr aber dennoch noch ein Bedenken hegen, so bitte ich Euch, die Kosten der Reise als ein Darlehn von mir anzunehmen.“

„Gut, das will ich thun“ — sagte Calvin ohne Zögern — „und so rüste nur gleich zu einer weiten

Reise! — Je eher ich Basel verlassen kann, desto besser. Martin Bucer hat mich aus meiner friedlichen Einsamkeit gänzlich herausgerissen. Seit er sich hier aufhält, ist meine Zufluchtstätte gleichsam zu einer öffentlichen Schule geworden. Ich werde gewaltsam in den Lärm des Weltlebens hineingezogen, und die Leute muthen mir Dinge zu, an die ich noch gar nicht gedacht habe. — Dieses geräuschvolle Treiben betäubt mich; ich bin so scheu, wie ein aufgehetztes Wild. Ich muß fort von hier und mir einen andern Schlupfwinkel suchen."

Gilbert wußte recht gut, daß er allein unter allen Menschen sich der Vertraulichkeit seines verschlossenen Herrn rühmen konnte. Jeder neue Beweis dieser Vertraulichkeit erfüllte ihn daher mit Stolz, spornte ihn aber zuweilen auch zu dem Versuche an, einen förmlichen Disput mit seinem Herrn und Meister anzuknüpfen.

„Meister Calvin" — begann er mit feierlicher Miene — „ich habe Euch nun schon öfters sagen hören, daß alle Eure Zufluchtstätten zu öffentlichen Schulen werden. — Könnte man daraus nicht einen

Schluß ziehen? Könnte man an diesem auffallenden Umstande nicht einen Fingerzeig des Herrn erkennen? — Ihr habt mir gelehrt, daß nichts ohne den Willen Gottes geschieht. Folglich geschieht es auch mit dem Willen Gottes, daß Ihr immer wieder aus der Einsamkeit und Dunkelheit des Lebens heraus in den Weltkampf gestoßen werdet. — Nun wiederhole ich die Frage: könnte das nicht ein Fingerzeig der göttlichen Vorsehung sein? Könnte sie Euch nicht andeuten wollen, daß Ihr Eure Neigung für friedliche Einsamkeit überwinden und aus Eurer Schüchternheit heraus als ein offener Streiter für Glauben und Wahrheit in die Schranken treten sollt?"

Calvin war ganz betroffen von dieser Frage, die er sich selbst schon oft gestellt hatte, und die schon von so vielen bedeutenden Männern in ihm angeregt worden war. Er schaute eine lange Weile nachdenklich zu Boden, während Gilbert ihn mit selbstzufriedener Miene betrachtete. Darauf aber sagte er: „Nein, nein, Gilbert, du täuschest dich. Der Herr hat mir weder den Löwenmuth noch die

Donnerstimme eines Farel gegeben; folglich hat er mich auch nicht zum geräuschvollen, öffentlichen Kampfe bestimmt. Mein Körper ist schwächlich und ohne Ansehn, meine Stimme zart, meine Natur schüchtern und scheu. Würde ich mit einer solchen Persönlichkeit ein Volk in Flammen setzen, die Feinde des Glaubens niederschmettern und, gleich Farel, ein Land für das Evangelium erobern können? — Nein, nein, ich bin nicht berufen, den Sturm zu säen, aber vielleicht die Saat zu pflegen und die Ernte zu sichern. Ich bin nicht berufen, Roms Tempel niederzureißen, aber vielleicht auf ihren Trümmern ein mächtiges Gebäude des wahren Glaubens aufzurichten. Ja, der Baumeister eines echten Gottestempels möchte ich werden. Halt und Einheit, Gesetz und Ordnung, Zucht und Sitte in diesem Tempel herzustellen, dazu besitze ich die erforderlichen Eigenschaften: Einsicht, Ausdauer, unbeugsame Festigkeit, unerbittliche Strenge!"

Plötzlich hielt er inne. Es war das erste Mal, daß er vor den Augen eines menschlichen Wesens die Falten seiner Seele enthüllt hatte. Er war

von Gilbert's Treue und Hingebung fest überzeugt. Aber dennoch schien er sein Geständniß zu bereuen und warf einen ängstlich forschenden Blick auf Gilbert's Gesicht.

Dieses Gesicht aber entsprach vollkommen seinen Wünschen. Es verrieth nichts, als eine gewisse andächtige Einfalt, die wohl den guten Willen, aber nicht die Fähigkeit des Begreifens hat. Der schlaue, listige Diener hatte im Augenblicke den sehr richtigen Schluß gemacht, daß Meister Calvin seine Vertraulichkeit bereue, und er besaß Selbstüberwindung genug, die Maske der Einfalt anzulegen. „Für solche Subtilitäten reicht mein geringer Verstand nicht aus, Meister" — sagte er mit verstellter Treuherzigkeit — „Wenn Ihr aber damit bewiesen haben wollt, daß Ihr Basel verlassen müßt, so sei es. Es thut mir zwar leid um mein bischen Deutsch, was ich hier mit ganz ungeheurer Anstrengung gelernt habe — man sollte gar nicht glauben, daß dieses Deutsch eine christliche Sprache sei — aber wenn es Euch beliebt, in's Türkenland zu ziehen,

so werd' ich, nachdem ich Deutsch gelernt, wohl auch Türkisch lernen."

„Nein, wir werden nach Italien ziehen" — versetzte Calvin — „an den Hof einer gebornen Französin, der Tochter unseres früheren Königs, Ludwig XII."

„Nun, Gott sei gelobt, daß er Eurem Geiste diese Richtung gegeben!" — rief Gilbert mit freudestrahlendem Gesicht — „Ich habe mir immer gewünscht, einen Hof zu sehen. Ich werde Euch keine Schande machen. Ich weiß zu sprechen oder zu schweigen, je nach Bedürfniß und Schicklichkeit. Gute, einnehmende Manieren schmeichle ich mir von Euch und meinem vormaligen Herrn gelernt zu haben. Denn das muß man ihm lassen, ein vornehmer Mann war er immer."

„Du wirst dich betragen, wie es einem guten Christen geziemt" — sagte Calvin — „ernst, sittsam und nüchtern. — Doch jetzt eile und rüste zur Reise. Heut' werde ich von meinen Freunden Abschied nehmen, und morgen ziehen wir von dannen."

Gilbert verließ Calvin's Gemach und ging nach seiner Kammer. Unterwegs rechnete er an den Fingern:

„Ein guter Reisesack macht — soviel
Zwei rüstige Pferde macht — soviel
Ein neues Wamms für mich — soviel
Ein neuer Rock für Meister Calvin — soviel.

Es wird Geld kosten, das merke ich schon. Aber anständig müssen wir auftreten, wenn wir an einem Hofe erscheinen. — Meister Calvin hat sich verschnappt. Ich hätt' ihm doch so hochfliegende Gedanken nicht zugetraut. Er will einen neuen Tempel gründen — vielleicht gar am Hofe dieser Königstochter in Italien. Nun, an mir sollen seine Pläne nicht scheitern. Hat ihn der Herr zu Großem berufen, so hat er mich nicht umsonst zu seinem Diener gemacht. Das ist mein Schluß!"

Inzwischen ging Calvin zu Grynäus, wo er auch Martin Bucer antraf. Beide nahmen seinen Entschluß, so schleunig abzureisen, übel auf. Besonders Bucer sprach mit Eifer und Wärme dagegen. „Ich bin hierhergekommen, um mit Grynäus zu

berathen, wie wir die blutende Wunde der Reform verbinden" — sprach er — „Luther weigert sich noch immer, die Anhänger Zwingli's Brüder zu nennen. So steht die Schweiz vereinzelt in der Brandung. Wir wollen uns nun bemühen, eine endliche Aussöhnung mit Luther zu Stande zu bringen, und werden deshalb die Theologen der Schweizerstädte zu einer Besprechung nach Basel laden. Ich sollte meinen, es müßte für dich vom höchsten Interesse sein, einer derartigen Versammlung beizuwohnen und Männer, wie Bullinger, Leo Judä, Megander und Andere, kennen zu lernen?"

„Habe ich nicht Alles gethan, um dir den Aufenthalt in Basel so angenehm, als möglich, zu machen?" — fragte Grynäus — „du sehntest dich nach Ruhe und Einsamkeit. Mehr als hundert Mal hab' ich mein Verlangen, dich zu sehen und zu sprechen, unterdrückt, nur um dich nicht zu stören. Daß deine Feder dich verrathen, daß der Ruhm deines neuen Werkes die Blicke der gelehrten Welt auf dich gelenkt und dich aus deiner Einsamkeit herausgescheucht hat, das kannst du mir doch nicht

zum Vorwurf machen. Uebrigens fürchte ich, du magst hinziehen, wohin es sei, der Verfasser der christlichen Institutionen wird überall gesucht und geehrt werden und wird sich nirgends dem Beifall der Leute entziehen können."

„Und der Verfasser der Institutionen wird am Hofe der Herzogin von Ferrara seines Lebens nicht sicher sein" — sagte Martin Bucer — „Diese Italiener verstehen sich vortrefflich auf Gift und Dolch. Selbst die Herzogin wird dich nicht schützen können. Der Name Calvin wird mehr als eine Hand gegen dich waffnen."

„Ich werde einen andern Namen tragen" — versetzte Calvin — „nur die Herzogin soll meinen wahren Namen erfahren. Als ein einfacher, armer Gelehrter will ich ihrer Gastfreundschaft genießen, ohne sie meinetwegen einer Gefahr auszusetzen; und als solcher werde auch ich Ruhe vor den Leuten haben."

„Ruhe und ewig Ruhe!" — rief Bucer, ein wenig gereizt — „Warum begehrst du der Ruhe so sehr? Es ist keine Zeit zur Bequemlichkeit und

Ruhe, jetzt, wo die Feinde des Glaubens sich rüsten zum Kampfe wider uns, während wir selbst durch Zwiespalt und Parteiung unsere Kräfte lähmen. Ich sage dir, Calvin, du darfst dein Licht nicht unter den Scheffel stellen. Gott hat dir so außerordentliche Geistesgaben nicht umsonst verliehen. Deine Zurückhaltung und Schüchternheit ziemen dem geschwornen Soldaten Gottes nicht. Wir bedürfen deines hellen, systematischen Kopfes zum Heile des Glaubens. Bleibe hier und schließe dich uns an. — In Italien wirst du für das Evangelium keinen fruchtbaren Boden finden. Hier aber findest du bereits eine üppige Saat, die nur gepflegt und gezeitigt werden darf."

Calvin war sehr betroffen. Der Vorwurf der Bequemlichkeit hatte ihn empfindlich berührt. Er, dessen stärkster Charakterzug eine eiserne Strenge war, eine Strenge, welche er ebenso unerbittlich gegen die Welt, als gegen sich selber, in Ausübung brachte — empfand eine Art von Schauder bei diesem ganz unverhofften Vorwurfe. Indeß das Bewußtsein von der Grundlosigkeit desselben gab

ihm sehr bald die Fassung wieder, und er versetzte mit jener Entschiedenheit, welche im Voraus jeden ferneren Einwurf zurückweist: „Die Ruhe, welche ich suche und nirgends finden kann, hat mit Bequemlichkeit keine Verwandtschaft. Vor einem derartigen Verdachte glaubte ich sicher zu sein. Vielmehr habe ich stets mit solchem Eifer und solcher Selbstvergessenheit meinen Studien obgelegen, daß meine Freunde mich oft dazu zwingen mußten, mir einige Erholung zu gönnen. Auch steht meine Schüchternheit in durchaus keiner Beziehung mit Feigheit. Die Gefahren einer Reise nach Italien in diesen Kriegeszeiten, wo der Kaiser und König Franz eben wieder um den Zankapfel Mailand kämpfen, sind gewiß nicht gering. Dennoch ziehe ich sie einem sichern und völlig gefahrlosen Leben in Basel vor, einerseits weil mich das Aufsehn meines Buches und der Zudrang so vieler mir fremden Menschen beängstigt, dann aber auch, weil etwas in meinem Innern mich drängt, die Gastfreundschaft, die Wissenschaft und die Tugenden der edlen Herzogin von Ferrara durch eigne Anschauung kennen zu lernen.

Und so dringet nicht weiter in mich, sondern lasset mich dem Drange meines Innern folgen. Ich brauche euch kaum zu versichern, daß ihr beide mir sehr theuer geworden; ich werde eurer Freundschaft und Liebe, so wie überhaupt der gastfreundlichen Städte Straßburg und Basel, nie vergessen. Ja, ich verspreche euch, daß ich, wofern ich am Leben bleibe, einst wieder zu euch kommen werde. Für jetzt aber lasset mich ziehen und lebet wohl!"

Als er hinweggegangen war, sagte Grynäus: „Er ist und bleibt ein außerordentlicher Geist. Wer ihn einmal gesehen, kann nur mit Achtung von ihm reden, wiewohl ich gestehe, daß bei mir dies Gefühl der Achtung nicht ganz frei von einer gewissen Scheu ist. Sein Wesen ist völlig unergründlich. Die widersprechendsten Eigenschaften sind in ihm unerklärlicher Weise vereinigt: wunderliche Schüchternheit mit unbeugsamer Strenge und Consequenz, tiefe Demuth mit gebieterischem Willen, Eiskälte mit glühendem Glaubenseifer. Man fühlt sich zu ihm hingezogen und von ihm abgestoßen. Er ist ein unlösbares Räthsel."

„Ich glaubte in ihm den Mann zu erblicken" — versetzte Bucer — „den Gott zur Versöhnung der Kirchen Deutschlands und der Schweiz berufen habe. Durch seine Strenge ist er Luthern verwandt, durch seine feine Auffassung nähert er sich Zwingli. Seine Leidenschaftslosigkeit und sein systematischer Kopf befähigen ihn allein zum Mann der Einigung. Wir haben viel an ihm verloren, wiewohl ihn der alte boshafte Erasmus eine Pest in der Kirche nennt!"

Vierundzwanzigstes Kapitel.

An einem schönen Maitage des Jahres 1536 lagerten in einem herrlichen Haine nahe bei Ferrara mehrere Reitergestalten. Ihre Pferde waren an die Bäume gebunden; neben den Pferden standen zwei prächtige Sänften. Die Reiter, welche auf dem grünen Boden lagen, trugen lederne Koller, das Schwert an der Seite und Dolche im Gürtel. Im Vordergrunde der Gruppe aber saß, an den Stamm eines Baumes gelehnt, ein junger Mann, dessen aristokratische Züge, Kleidung und Waffen ihn als den Anführer des kleinen Trupps bezeichneten.

Sein sammtenes Wamms war mit goldenen Tressen verziert, sein kurzer Degen steckte in kostbarer Scheide, die Pistolen in seinem Gürtel waren mit Silber und Elfenbein ausgelegt. In seinen

Zügen, welche den Südländer verriethen, spiegelten sich Stolz und Hoffart ab. Er schien in tiefes Nachdenken versunken und achtete auf das lustige Geschwätz seiner Untergebenen nicht.

Plötzlich fiel sein Auge auf zwei Wanderer, welche sich dem Haine näherten. „Odoardo!“ — rief er einem der hinter ihm gelagerten Reiter zu — „rufe diese beiden Fußgänger hierher. Sie scheinen Erholung in dem Schatten dieses Haines zu suchen; und ich wünsche nicht, daß die Herzogin von ihnen belästigt oder gestört werde.“

Odoardo sprang auf und vollzog den Befehl, und wenige Minuten darauf standen die beiden Wanderer vor Capitän Gazino, dem Anführer der herzoglichen Leibwache.

„Wer seid Ihr und wohin des Weges?“ — fragte dieser in herrischem Tone und in italienischer Sprache.

„Ich heiße Despeville“ — versetzte der eine der Wanderer französisch — „und bin ein französischer Gelehrter. In meinem Begleiter sehet Ihr meinen treuen Diener. Angezogen von dem Rufe

des Edelmuthes und der Gelehrsamkeit, dessen sich die Fürstin dieses Landes, eine Tochter Frankreichs, erfreut, bin ich hierhergekommen, ihre Huld und Gastfreundschaft anzusprechen."

Der Capitän hatte den Fremden nicht blos verstanden, sondern er sagte nun selbst in französischer Sprache und im Tone einer gewissen Gereiztheit: „Da habt Ihr die Zeit zu Eurem Besuche gar schlecht gewählt, gelehrter Herr. Just vor einem Monate hat unser Herzog ein Bündniß der Freundschaft mit dem Kaiser und dem heiligen Vater geschlossen, und ein Artikel dieses Bundes besagt ausdrücklich, daß alle Franzosen, weil sie ohne Ausnahme unruhige, aufrührerische Köpfe sind, aus dem Staate Ferrara verbannt werden müssen. Daraus folgt, wenn Ihr es nicht übel nehmt, daß auch kein neuer französischer Ankömmling in Ferrara fürder ein Asyl finden wird."

Der Wanderer, in welchem der Leser gewiß sogleich Calvin vermuthet hat, schien bestürzt. Doch faßte er sich bald wieder und entgegnete: „Ich darf wohl hoffen, daß sich der von Euch angeführte

Artikel nur auf politische Personen erstreckt. Ein armer, einfacher Stubengelehrter, wie ich, der nur seinen Studien lebt und selbst den Umgang mit der Welt zu meiden sucht, ist in dem Artikel gewiß nicht vorbedacht worden."

„Da irrt Ihr Euch gewaltig!" — rief Gazino mit dem Ausdruck der Schadenfreude — „Nicht allein Eure politischen Hetzer und Aufrührer, sondern auch Eure ketzerischen Gelehrten, Theologen und Dichter sind von unserm Hofe verbannt. Und erst kürzlich hat sich ein Landsmann von Euch, ein Versemacher, Namens Marot, aus dem Staube machen müssen. Schon vor etlichen Jahren war er einmal in Ferrara gewesen und, weil man ihn gehätschelt und ihm ungebührliche Ehre erwiesen hatte, vor einem halben Jahre hierher zurückgekehrt. Ich sage Euch, Eure Ketzerei fürchtet man mehr, als Eure politischen Umtriebe; denn die letzteren kann man mit dem Schwerte in der Hand zu nichte machen, wie Kaiser Karl jetzt eben wieder in Mailand und Savoyen gethan."

Calvin stand, wie vom Blitze getroffen. So

hatte er die weite, müh- und gefahrvolle Reise umsonst gemacht! Und was sollte er anfangen, wenn er nicht Schutz und Hilfe bei der Herzogin von Ferrara fand? Pferde und der größte Theil des Geldes, welches Gilbert bei sich führte, waren ihnen von umherstreifenden Lanzknechten im Mailändischen geraubt worden. Seine körperliche Kraft war in Folge der Reisestrapazen völlig erschöpft. Er sah Elend und Untergang vor Augen, wenn er in Ferrara keine Zuflucht und Hilfe fand.

Der Italiener weidete sich eine Weile an der sichtbaren Bestürzung Calvin's; darauf fuhr er mit boshafter Genugthuung fort: „Es mußte dahin kommen mit Euch! Ist nicht Euer allerchristlichster König beinahe selber ein Ketzer, wiewohl er die Ketzer in seinem Lande verbrennt? Hat er nicht Freundschaft mit dem Türken geschlossen? Hat er nicht ein Bündniß mit den Ketzern in Deutschland gemacht? Duldet er nicht in Genf lutherische Prädicanten und läßt das Volk aufwiegeln gegen den Bischof und angestammten Herrn? Ist nicht der Hof seiner Schwester Margarethe ein wahres Heck-

nest der Ketzerei? — Ihr seht, ich bin unterrichtet von den Angelegenheiten Eures Landes; und ob ich vertraut mit den unsrigen bin, wird Euch einleuchten, wenn Ihr erfahrt, daß ich Capitän der herzoglichen Leibwache von Ferrara bin. Daher werdet Ihr auch wohl thun, meinen sehr wohlgemeinten und guten Rath zu beherzigen: Kehret diesem Eurer Bewunderung unwürdigen Hofe sogleich wieder den Rücken und beglücket ein anderes Land mit Eurer Gelehrsamkeit. — Uebrigens hat der Hof von Ferrara auch gar nicht nöthig, sich mit ausländischen Federn zu schmücken. Wir besitzen die Hinterlassenschaft des Ariost, eines Poeten, der erst vor drei Jahren gestorben ist und desgleichen wohl das ganze französische Reich nicht aufzuweisen hat. Ihr seht mir nicht aus wie ein Dichter, und werdet von Ariost vielleicht noch nichts gehört haben; aber ich kann Euch sagen, daß sein bedeutendstes Werk, sein „rasender Roland“ ganz Italien in Entzücken und Begeisterung versetzt hat. Wir besitzen ferner Calcagnini, den Dichter, Theologen und Alterthumsforscher, der Euch alle Hieroglyphen entziffert

und in lateinischen Versen sprechen kann. Wir besitzen endlich eine Herzogin, welche in allen Zweigen der Wissenschaft, selbst in der Astrologie, ihresgleichen sucht. Rechnet hierzu, daß uns Rom mit Gemälden von Raphael und André del Sarto versorgt, so werdet Ihr wohl selber zu der Einsicht gelangen, daß wir der französischen Flüchtlinge und Abenteurer nicht bedürfen, um unsern Hof mit Kunst und Wissenschaft zu zieren."

Die Gereiztheit und die Schadenfreude, welche ebenso sehr aus den Worten, als aus der Miene des Capitäns hervorleuchteten, hatten auf Calvin einen beruhigenden Eindruck gemacht. Vermöge seiner tiefen Menschenkenntniß war er zu dem Schlusse gelangt, daß einem Manne, der mit so großer Bitterkeit und in fast höhnischem Tone zu einem Fremden gesprochen, nicht ganz zu trauen sei. Unter allen Umständen aber blieb ihm ja nichts übrig, als sich an den Edelmuth der Herzogin selber zu wenden. Daher beschloß er, weitgefehlt, den Rath des franzosenfeindlichen Capitäns zu befolgen,

Ferrara nicht eher zu verlassen, als bis er eine Audienz bei Renata gehabt.

Fast im nämlichen Augenblicke, wo er diesen Entschluß faßte, fiel sein Blick zufällig auf die beiden neben den Pferden stehenden Sänften. Sogleich durchzuckte ihn der Gedanke, daß sich die Herzogin wahrscheinlich in der Nähe befinde, und blitzschnell ging aus diesem Gedanken der Entschluß hervor, die günstige Gelegenheit einer persönlichen Vorstellung zu benutzen und nicht vom Platze zu weichen, bis er die Herzogin gesehen.

Es kam zunächst nur darauf an, die Unterhaltung mit dem Capitän noch fortzusetzen. Daher begann er trotz seiner Ueberzeugung von der gänzlichen Fruchtlosigkeit seiner Vorstellungen: „Ich kann mir nicht denken, edler Capitän, daß an einem Hofe, dessen Fürstin eine Tochter Frankreichs ist, der Haß gegen Frankreich so allgemein und so tief eingewurzelt sein sollte, daß man einem armen Gelehrten nur darum die Gastfreundschaft versagen sollte, weil er aus jenem Lande stammt. Ich bin nicht hierher gezogen, wie Ihr anzudeuten beliebtet,

um eine Zierde dieses berühmten Hofes zu sein, sondern um mich in dem Sonnenscheine desselben ein wenig zu erwärmen und zu beleben. Zu diesem Zwecke allein habe ich die weite und gefahrvolle Reise unternommen und komme nun, meiner wenigen Habe unterwegs beraubt, mittellos, erschöpft und krank hier an. Der Ruf des Edelmuths, dessen die Herzogin Renata sich erfreut, müßte lügen, wenn sie unter solchen Verhältnissen mich zurückwiese und in ein gewisses Elend stieße."

„Der Ruf des Edelmuthes, dessen unsre Herzogin sich erfreut, lügt keineswegs" — versetzte der Capitän — „allein ihr sind die Hände gebunden durch den Vertrag mit dem heiligen Vater. Es dürfte Euch bekannt sein, daß Renata bisher auf einem nicht freundlichen Fuße mit dem Papste gestanden. Zugleich mit dem Vertrage ist nun aber auch Versöhnung zwischen ihnen geschlossen worden. Wollte die Herzogin nunmehr noch einem Franzosen an ihrem Hofe Asyl geben, so würde dies nicht blos als eine Verletzung des Vertrages, sondern auch als ein Act erneuerter Feindseligkeit erscheinen. Und

selbst wenn Renata, nach Weiberart sich einer augenblicklichen Gemüthsbewegung hingebend, sich über diese Bedenken hinwegsetzen sollte, so würde Herkules von Este, der Herzog, ein treuer Sohn der Kirche, auf die pünktliche Erfüllung der Vertragsbedingungen dringen."

„Ihr irrt Euch, Capitän Gazino!" — rief eine weibliche Stimme dicht hinter ihnen — „Ihr scheint vergessen zu haben, daß ich eine Tochter Ludwig XII. bin, und daß selbst der Herzog, mein Gemahl, unter allen Umständen meine Wünsche berücksichtigt!"

Es war Renata, welche sich an der Hand der Frau von Soubise, ihrer Freundin, dem Platze der Lagernden unbemerkt genähert hatte.

Die Herzogin war noch jung und obwohl keine Schönheit, doch eine Frau von einnehmenden und geistvollen Zügen. Ihre Gestalt war nicht tadellos; gleichwohl lag etwas Majestätisches in ihrer Haltung und in ihren Geberden.

Sie blickte den Capitän, der beim Klange ihrer Stimme blitzschnell emporgesprungen war, einige Secunden mit strenger Miene an und fuhr dann fort:

„Auch muß Ich Euch darauf aufmerksam machen, Capitän Gazino, daß es sich für einen Anführer der Leibwache nicht ziemt, sich in die zartesten Angelegenheiten seiner Fürstin zu mischen, noch viel weniger aber, über dergleichen Dinge leichtfertig und zu einem Fremden zu sprechen. Ihr erfüllt Eure Pflichten vollkommen, wenn Ihr über die Sicherheit Unsrer Person wachet. Der Herzog mein Gemahl hat Euch sicherlich keine andern Befehle ertheilt?"

Bei den letzten Worten, die sie in fragendem Tone sprach, spielte ein ironisches Lächeln um ihre Lippen, und ein flüchtiges Erröthen des Capitäns bewies, daß die Beantwortung ihrer Frage ihm peinlich gewesen wäre.

Renata ersparte ihm indeß diese Antwort. Sie wandte sich an Calvin und sagte: „Was Euch anbetrifft, so hab' ich von Eurer Rede so viel vernommen, daß Ihr ein Gelehrter und als solcher nach Ferrara gekommen seid, um Unsre Gastfreundschaft zu erproben. Ueberdies seid Ihr arm, hilflos, krank. Unter diesen Umständen gebietet Uns die Pflicht der

Menschlichkeit, eine Ausnahme von der Regel zu machen und Euch, obwohl Ihr ein Franzose seid, Schutz und Hilfe zu gewähren. Im Fall Eure Kräfte Euch noch befähigen, die kleine Strecke nach der Stadt zu Fuß zurückzulegen, mögt Ihr Euch in der Nähe Unserer Sänfte halten, damit Wir etwas Genaueres über Eure Person und Verhältnisse erfahren. — Ihr, Capitän, möget Euch mit Euren Reitern in angemessener Entfernung halten. Ich glaube nicht, daß dieser bleiche, kranke Fremdling eine Gefahr für die Sicherheit Unsrer Person besorgen läßt."

Nach diesen Worten nahm sie in einer der Sänften Platz, Frau von Soubise in der anderen. Die Träger traten vor, und der Zug setzte sich in Bewegung.

„Und nun nennet mir Euren Namen und die Zweige der Wissenschaft, welche Ihr cultivirt" — sprach sie zu Calvin, indem sie den seidenen Vorhang der Sänfte aufzog.

„Der Name, welchen ich an Eurem Hofe zu führen beabsichtige, ist Despeville" — versetzte Calvin

— „Mein wahrer Name aber, welcher wider meinen Willen einige Bedeutung erlangt hat, und den ich deshalb schon vor den Mittheilungen des Capitäns gegen Jedermann, mit Ausnahme Eurer Hoheit, zu verschweigen beabsichtigte, ist Calvin, Johann Calvin."

Die Herzogin stieß einen Ausruf der Ueberraschung aus und heftete ihr großes Auge mit dem Ausdruck der Freude auf die Gestalt Calvin's. Darauf sagte sie langsam: „Also Ihr seid der große Theologe Frankreichs, der berühmte Schriftsteller, dessen Worte gleich tönenden Pfeilen auf Eure Gegner fallen und sie niederschmettern!"

Calvin schwieg, und dies Schweigen stand ihm schöner, als jede Phrase der Bescheidenheit.

„O, wie Schade, daß Marot, Euer geistvoller Landsmann, nicht mehr hier ist!" — fuhr Renata fort — „Er ist ein begeisterter Verehrer von Euch. Leider habe ich ihn der gebieterischen Nothwendigkeit zum Opfer bringen müssen. Denn was Euch der unverschämte Gazino erzählt hat, ist leider zum Theil gegründet. Mir sind die Hände gebunden. Ich darf dem Drange meines Herzens nicht immer

folgen. Ich muß oft freundlich thun mit denen, die ich doch nicht lieben kann, und muß zuweilen streng und grausam sein gegen diejenigen, zu denen ich mich hingezogen, mit denen ich mich verwandt fühle. Aber Euch sollen sie mir nicht so leicht entreißen, weder der Papst, noch mein Gemahl. Ich dürste nach Wahrheit, und Ihr sollet mir den göttlichen Trank reichen. Die Wissenschaft allein vermag meinen Durst nicht zu stillen; ich hoffe, ein labender Trank aus dem Becher des Glaubens wird es thun." — Sie war sehr bewegt, und ihre Züge nahmen einen schwärmerischen Ausdruck an.

„Ich habe die Schwierigkeit Eurer Stellung nicht geahnt, Madame", — sagte Calvin — „Ich würde sonst Anstand genommen haben, diese Schwierigkeit durch meine Anwesenheit zu vergrößern."

„Fürchtet nicht für mich" — entgegnete sie mit einer stolzen Bewegung des Hauptes — „Ich bin und bleibe die Tochter Ludwig XII! Ich habe nachgegeben bis zu einem gewissen Punkte. Darüber hinaus sollen sie mich fest und unbeugsam finden. Ich werde mich von Margarethen von Navarra nicht

beschämen lassen! — Ihr waret ja auch am Hofe Margarethens, wie mir Marot erzählt hat. Die Aermste hat, gleich mir, für ihre Ueberzeugung bitter leiden und kämpfen müssen. Sagt, findet Ihr irgend eine Aehnlichkeit zwischen ihr und mir?"

„Die Aehnlichkeit besteht eben in dem Leiden und Kämpfen für eine heilige Sache" — sagte Calvin — „Im Uebrigen finde ich, wenn ich mir schon jetzt ein Urtheil erlauben darf, einen wesentlichen Unterschied zwischen Euch. Margarethe neigt sich zu der neuen Lehre hin, vom Verstande geleitet. Ihr, Madame, thut es, vom Gefühl, vom Herzen bezwungen."

„Und welches ist das Bessere?" — fragte die Herzogin schnell.

„Das Herz ist immer das Bessere!" — antwortete Calvin mit einer Feierlichkeit, als ob er fühlte, daß dieses Urtheil ihn selber traf.

Renata's Wangen rötheten sich, während sie Calvin mit huldvollem Blicke betrachtete. Calvin sah nicht aus, wie ein Schmeichler, und sie durfte überzeugt sein, daß er seine aufrichtige Meinung aus-

gesprochen. Auch hatte er mit seiner ungewöhnlichen Menschenkenntniß die Wahrheit getroffen. Renata hatte die protestantische Lehre mit der Glut eines tiefen Gefühls erfaßt. — Plötzlich nahmen die Gedanken der Herzogin eine andere Richtung. „Doch es ist die höchste Zeit“ — begann sie mit einem Blick auf die dicht vor ihnen liegende Stadt — „der Art und Weise zu gedenken, wie ich Euch meinen Schutz und meine Gastfreundschaft angedeihen lassen kann, Meister Calvin. Was zunächst Euren Namen betrifft, so stimme ich selbst dafür, daß Ihr den Pseudo-Namen Despeville, den Ihr vorsichtiger Weise angenommen, an unserm Hofe beibehaltet. Mein Gemahl, der mich durchaus dem Abgrunde der Ketzerei entreißen möchte, hält es für zweckdienlich, alle meine Schritte bewachen zu lassen, was Ihr aus dem Umstande ersehen mögt, daß mich selbst bis in diesen der Stadt so nahe gelegenen Hain ein Trupp bewaffneter Reiter begleitet. Natürlich hält er auch die Personen im Auge, mit denen ich verkehre. Das Bündniß guter Freundschaft, welches ich, nothgedrungen, mit dem Papst ge-

schlossen, giebt ihm einen passenden Vorwand hierzu. Nun werd' ich mich zwar in Bezug auf meinen Glauben niemals beirren oder einschüchtern lassen, selbst wenn es zum Aeußersten käme; auch werd' ich nie aufhören die Pflichten der Menschlichkeit und Gastfreundschaft gegen Verfolgte und Unterdrückte zu üben und verdienstvollen Gelehrten und Künstlern Schutz und Beistand zu gewähren; allein um unheilbaren Zerwürfnissen zu entgehen, muß ich einige Vorsicht hierin walten lassen, und unter dem Namen Calvin, glaub' ich, dürft' ich nicht wagen, Euch aufzunehmen. Uebrigens ängstigt Euch nicht, noch vermag meine Stimme am Hofe so viel, daß Niemand wagen wird, Euch zu nahe zu treten. Daß Ihr ein Freund des Evangeliums seid, braucht Ihr nicht zu verbergen. So weit habe ich mich nicht erniedrigt, meine Neigung für das Evangelium zu verleugnen; und fast alle Personen dieses Hofes, mit welchen ich näher verkehre, sind der neuen Lehre zugethan. Das weiß der Herzog, und wiewohl er mir deshalb zürnt und viele Mittel anwendet, es zu ändern, so schreckt er doch vor dem

letzten Mittel — der Gewalt — zurück. — Doch da sind wir schon am Thore der Stadt. Um Aufsehn zu vermeiden, ziehet Euch zurück und folget mit Eurem Diener dem Zuge in den herzoglichen Palast. Ich werde sogleich dem Haushofmeister die nöthigen Befehle hinsichtlich Eures Unterkommens ertheilen und auf den Abend werde ich Euch in den Kreis meiner vertrauten Freunde einführen."

Nach diesen Worten ließ sie den Vorhang ihrer Sänfte herab; Calvin trat bei Seite, ließ die Reiterei vorbeiziehen und schloß sich alsdann mit Gilbert dem durch das Thor reitenden Zuge an.

Ferrara war damals eine Stadt der Gelehrten und Mönche. In ihrer Mitte erhob sich ein Palast von Marmor, der Diamantenpalast genannt. Derselbe war umgürtet von prachtvollen Gärten, welche Herkules von Este theils verschönert, theils geschaffen hatte. Hier war der Sitz der Musen, das Asyl der Gelehrten, der Versammlungsort von Künstlern aller Art. Hier hatte der Sänger des „Roland" seine glücklichsten Tage verlebt; hierher war er von seinen großen Reisen immer wieder zurückgekehrt,

weil er in der ganzen Welt keinen Ort fand, welcher Ferrara gleichkäme.

„Durchreise die Welt“ — hatte er geschrieben — „gehe nach Frankreich, nach Ungarn, nach England, nach Spanien; — ich habe Toscana, die Lombardei, die Romagna besucht; ich habe die Apenninen, die Alpen und die beiden Meere gesehen. Ist das nicht genug? — Und doch bleib' ich in Ferrara!“

Sein kleines aber glänzend ausgestattetes Haus lag auf einer Anhöhe, von welcher das Auge die ganze Stadt mit ihren Palästen, Klöstern und Kirchen übersehen konnte. Ueber der Thür las man den von ihm verfaßten Vers:

Parva sed apta mihi, sed nulli obnoxia, sed non
Sordida, parta meo, sed tamen aere domus.

Calvin las im Vorbeigehen diese Worte; aber sie machten keinen Eindruck auf ihn. Sein nach innen gekehrter Geist hatte keine Theilnahme für solche Aeußerlichkeiten. Er sah die mit schönen Bildern und Statuen geschmückten Kirchen und Plätze, beleuchtet von dem Himmel und der Sonne

des Südens. Er ging kalt an ihnen vorüber; er hatte ja den Bildern den Krieg erklärt. Er zog ein in die prachtvollen Gärten und in den Palast von Marmor ohne jede ästhetische Erregung. Den Cultus des Schönen kannte er nicht. Er war nicht gekommen, sein Genie an der Sonne und den Kunstschätzen Italiens zu erwärmen.

„Es ist über die Maßen schön hier" — begann Gilbert, nachdem ihnen der Haushofmeister der Herzogin ihre Wohnung angewiesen und sie dann verlassen hatte — „und ich kann zu keinem richtigen Schlusse gelangen, warum der Herr gerade den Italienern, den verstocktesten aller Papisten, das schönste Stück Erde verliehen."

Calvin hatte sich, erschöpft, in einem Sessel niedergelassen und achtete der Betrachtungen seines Dieners nicht.

Nichts desto weniger fuhr Gilbert, redselig, fort: „Es ist ein großes Glück, Meister Calvin oder Despeville, wie Ihr jetzt heißt, daß uns die schuftigen Lanzknechte nicht auch unsere guten Kleider geraubt haben. Mein altes, schäbiges Wamms brennt mich

auf der Haut in diesem Palaste von Marmor. Ich habe recht wohl bemerkt, daß mich der stattliche Haushofmeister in seinem Sammetkleide einigermaßen mit Verachtung betrachtet hat — des Capitäns gar nicht zu gedenken, der uns sicherlich ein wenig höflicher behandelt hätte, wären wir nicht in so trauriger Verfassung vor ihm erschienen.“

„Was den Capitän betrifft, so wirst du wohl thun, dich vor ihm zu hüten“ — sagte Calvin — „Namentlich warne ich dich, weder gegen ihn, noch gegen einen seiner Untergebenen deiner Geschwätzigkeit freien Lauf zu lassen.“

„O, Meister, hinsichtlich des Capitäns hab' ich meinen Schluß schon gemacht“ — versetzte Gilbert mit selbstzufriedener Miene — „Dieser Capitän Gazino, wie ihn die Herzogin nannte, und sein Diener Odoardo, wie der Capitän ihn nannte — es ist ein böses Zeichen, daß sich in diesem Lande fast alle Namen auf „o“ endigen — sind auch mir gleich verdächtig geworden. Ich glaube bestimmt, daß, wäre die Herzogin nicht so unerwartet auf dem Platze erschienen, der Capitän uns oh ne Weiteres

über die Grenze hätte transportiren lassen. Das ist ja ein wahrer Franzosenfresser! Und dann hättet Ihr sein Gesicht beobachten sollen, als die Herzogin so huldvoll aus der Sänfte heraus mit Euch plauderte. Und dann hättet Ihr sehen sollen, wie er den Odoardo zu sich rief und ihm, auf Euch deutend, geheime Instructionen ertheilte. Und dann hättet Ihr hören sollen, wie der verschmitzte Odoardo in einem wahrhaft entsetzlichen Französisch mich auszuhorchen versuchte, ob wir von Paris, oder woher wir kämen, ob Ihr ein Theologe oder ein Sprachkundiger wäret, ob Ihr Empfehlungen an die Herzogin hättet, und dergleichen mehr."

„Und was hast du ihm geantwortet?" — fragte Calvin.

„Nun seht, Meister Despeville, ich denke, einen Papisten zu belügen, ist schon an und für sich keine Sünde" — versetzte Gilbert mit philosophischer Miene — „Weiß ich aber, daß der Papist mich in boshafter Absicht aushorchen will, so bin ich überzeugt, daß meine Lüge zur Tugend wird. Ich bin also so tugendhaft gewesen, den verschmitzten Odoardo

ganz systematisch zu belügen. Ich habe ihm, mit der wiederholten Bitte um Verschwiegenheit natürlich, mitgetheilt, Ihr wäret ein großer Astronom und läset in den Sternen. Und in den Sternen hättet Ihr gelesen, daß Ihr an den Hof von Ferrara ziehen solltet. Zwar würdet Ihr dort — sammt Eurem Diener natürlich — große Gefahren zu bestehen haben, man würde Euch mit Netzen umstellen und selbst nach Eurem Leben trachten; allein in den Euch gelegten Schlingen würden sich am Ende nur Eure Verfolger fangen, und, die Euch nach dem Leben getrachtet, würden eines elenden Todes sterben! — Ihr macht eine bedenkliche Miene, Meister Calvin — Despeville, wollt' ich sagen — aber ich versichere Euch, hättet Ihr gesehen, wie das verschmitzte Gesicht dieses Italieners sich bei meiner Erzählung verlängerte, wie der Spitzbube mich anblickte, als wollte er mir Herz und Nieren durchspähen, wie er, auch hierbei abgeblitzt, mit verdutzter Miene davonschlich: Ihr würdet mir Euren Beifall gewiß nicht versagt haben. Diese Italiener sind tief in Aberglauben versunken, wie alle Papisten.

Odoardo wird meine Geschichte dem Capitän Gazino erzählen. Capitän Gazino wird in Schrecken gerathen, gleich Odoardo. Und so werden wir, wenigstens für einige Zeit, sicher vor ihren Feindseligkeiten sein. Dies ist mein Schluß, Meister Despeville. Und ich will noch einmal den räuberischen Lanzknechten in die Hände fallen, wofern er nicht richtig ist! — Aber da erhalten wir Besuch."

Es war der Haushofmeister, welcher für Meister Despeville Erfrischungen brachte und ihm mittheilte, daß ihn die Herzogin, sobald er sich hinlänglich erholt haben würde, zu sprechen wünsche.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Gemach, in welches Calvin, nachdem er sich erholt und umgekleidet, geführt wurde, und dessen Fenster auf die prachtvollen Gärten hinausgingen, entsprach dem großartigen Aeußern des Marmorpalastes. Die Wände waren mit dunkelrothem Sammet und Gold bedeckt. Der Fußboden bestand aus Marmor-Mosaik; es war indeß nur wenig von ihm zu sehen, da ihn ein spanischer Teppich bedeckte, auf welchem Blumen und Früchte in so natürlichen Farben prangten, daß Calvin zögerte, den Fuß darauf zu setzen.

Der Hauptsitz in diesem Gemach war ein vom Boden nur einige Fuß erhöhtes Kanapee, welches nur zwei Personen faßte. Dasselbe war mit schwarzem Sammet ausgeschlagen und mit Silber durch-

stickt. Darüber war ein Thronhimmel von dunkelrothem Sammet angebracht. An den Wänden hingen kostbare Gemälde von André del Sarto, le Perugin und eines von Raphael.

In jedem der vier Winkel des Zimmers stand eine Statue von Marmor. Auf einem Tische von Marmor lagen musikalische Instrumente und einige Bücher.

Auf dem Kanapee saßen die Herzogin und Frau von Soubise. Zur Rechten und zur Linken der beiden Damen saßen auf Lehnsesseln die beiden Kinder von Frau von Soubise, Anna von Partenay und Johann (welcher später eines der Häupter der protestantischen Partei in Frankreich wurde). Einige Hofdamen, welche Renata mit sich aus Frankreich gebracht, Gelehrte, Dichter und Künstler aller Art bildeten die übrige Gesellschaft, welche in einem Halbkreise vor der Herzogin saß.

„Tretet näher, Meister Despeville, und nehmet dort auf jenem leeren Sessel im Kreise Platz" — begann Renata in huldvollem Tone — „Ihr seid von Stund' an einer der Unsrigen. Ich habe der

Gesellschaft schon mitgetheilt, daß Ihr ein großer Gelehrter, insbesondere ein Theologe von Bedeutung seid. Und da wir gerade über ein berühmtes theologisches Werk und über den Verfasser desselben, Euren Landsmann Calvin, sprechen, so werdet Ihr uns verbinden, wenn Ihr uns einige Fingerzeige gebt, die zum Verständniß des Werkes und Mannes dienen. — Aber zuvor setzt Euch nieder, Meister Despeville; denn — ein für alle Mal sei es Euch gesagt — aus diesem Kreise ist das, was man gemeiniglich Etikette nennt, streng verbannt."

Calvin setzte sich nieder und schien sehr betroffen von dem Verlangen der Herzogin. Doch faßte er sich sogleich und versetzte: „Euer Wunsch, gnädigste Frau, setzt mich in große Verlegenheit. Ich bin dem Verfasser der Institutionen so innig befreundet, daß ich's für eine Art von Selbstlob erachten müßte, wenn ich etwas Rühmliches über ihn oder sein Werk sagen wollte. Sollte ich jedoch einige Angriffe gegen ihn oder sein Werk erfahren, so würde ich mich sowohl für berechtigt, als für verpflichtet halten, ihn nach Kräften zu vertheidigen."

Die Herzogin war sichtlich erfreut über die taktvolle Art, in welcher Calvin sich aus seiner kitzlichen Lage gezogen, und sagte: „Indem ich Eure Bedenken ehre, muß ich Eure Bedingung als billig anerkennen. Und so kann ich Euch sagen, es sind soeben zwei Angriffe gegen Calvin gemacht worden; der eine von Frau von Soubise, welcher den Charakter des Mannes betrifft; der andere von Albergati, unserm Hoftheologen, welcher sich auf einen der Grundsätze des Werkes bezieht. Frau von Soubise, ich ersuche Euch, Eure vorhin ausgesprochene Bemerkung über Calvin zu wiederholen."

Frau von Soubise, welche die Blüthezeit des Lebens schon hinter sich hatte, deren Züge aber noch Spuren von großer Schönheit und besonders einen stolzen, kräftigen Geist verriethen, warf einen ernsten, forschenden Blick auf Calvin und begann: „Nun so höret mich, Meister Despeville! Ich klage den Verfasser der Institutionen des Ehrgeizes an. Ich behaupte, daß er den Plan hegt, einen neuen Cultus zu gründen, der seinen Namen tragen soll, und daß er diesen Plan unter einfachen und über-

strengen Formen verbirgt. Ein Mann seinesgleichen müßte den Zwiespalt, der das Gedeihen des Protestantismus hindert, zu heilen und die hadernden Parteien zu versöhnen suchen, nicht aber neue Lehren aufstellen, die den Riß in der protestantischen Kirche noch weiter und tiefer machen."

Calvin fühlte, daß nach diesen Worten Aller Augen auf ihn gerichtet waren. Er wußte auch, daß Frau von Soubise seinen wahren Namen kannte und also ihre Anklage direct an ihn gerichtet hatte. Mit heroischer Selbstbeherrschung verbarg er seine Bewegung; und indem er den festen, durchdringenden Blick der Anklägerin erwiderte, sagte er ruhig: „Madame, Johann Calvin hat nicht so viel Geist, als Eure Verdächtigung voraussetzt. Er ist er selbst, ein einfacher Gelehrter, und giebt sich unter allen Verhältnissen, wie er ist. Aber als Gottes geschworner Soldat ficht er unter der Fahne der evangelischen Wahrheit lieber allein, als daß er sich mit denen verbindet, welche in mancherlei Punkten von dieser Wahrheit abweichen; und als Gottes geschworner Soldat setzt er kirchliche Zucht und

Disciplin über Alles und will dieselben mit unnachsichtiger Strenge gehandhabt wissen. Denn, Madame, die herrschende kirchliche und politische Zügellosigkeit erachtet Calvin als ein strafwürdiges Widerstreben gegen die göttliche Ordnung und als die Wurzel sowohl der Unsittlichkeit, als der Glaubensspaltung. — Nein, Madame, Calvin hegt keine ehrgeizigen Pläne. Besäße er einen Ehrgeiz, so könnte es nur der sein, Gottes unbegreifliche Herrlichkeit am demüthigsten zu verehren und am lautesten zu offenbaren!"

Bei den letzten Worten, welche er mit erhobener Stimme sprach, nahm der Blick, mit welchem er Frau von Soubise betrachtete, den Ausdruck des Tadels und des Vorwurfs an, und zugleich spiegelte sich in seinen Zügen eine so bezwingende Wahrhaftigkeit ab, daß Frau von Soubise die Augen niederschlug und mit nachdenklicher Miene sagte: „Nun, da Ihr Johann Calvin so genau kennt und mit so großer Bestimmtheit vertheidigt, so bleibt mir nichts übrig, als meine Anklage gegen ihn zurückzunehmen."

Renata, welche Calvin's Vertheidigung mit einer Art von schwärmerischer Andacht angehört hatte, warf, als Frau Soubise sich für überwunden erklärt, der Freundin einen raschen Blick der Dankbarkeit zu und sagte dann: „Nun, Maestro Albergati, wiederholet auch Ihr Euer Bedenken gegen einen der Calvin'schen Grundsätze, welche er in den Institutionen aufgestellt."

Albergati, ein geschmeidiger Italiener, der ebensosehr wegen seiner Freisinnigkeit, als wegen seiner Kenntnisse und Beredsamkeit am Hofe von Ferrara geachtet war, der aber im Geheimen einen ebenso großen Haß gegen die Franzosen, als Capitän Gazino, nährte — welcher Haß, gleichwie bei Capitän Gazino, aus Eifersucht entstanden war — Maestro Albergati nahm alle seine geistige Kraft zusammen, um aus dem bevorstehenden Kampfe als Sieger hervorzugehen. Mit unbefangener Miene und einer Stimme, die allein schon einen gewissen Zauber auf die Zuhörer ausübte, begann er: „Ich fechte den Lehrsatz von der göttlichen Vorherbestimmung der Menschen zur Seligkeit oder zur Verdammung

an. Einleitend, muß ich bemerken, daß dieser Lehrsatz sich auf einen Grundsatz des heiligen Augustin stützt, nach welchem die völlige Unfähigkeit des Menschen zum Guten eine Umwandlung seines Wesens durch die Gnade Gottes nothwendig macht. Von diesem Grundsatze ist auch schon der deutsche Reformator Luther ausgegangen; indeß, beängstigt von der drückenden Härte seiner Folgerungen, hat er ihn später fallen lassen und gelehrt, daß Gott alle Menschen selig haben wolle.

Der Franzose Calvin, der consequentere Denker, ist dem Satze treu geblieben und hat seine grausame Prädestinationslehre daraus entwickelt.

Diese Consequenz erkenne ich an, verdamme dagegen die entwickelte Lehre, weil sie auf einem falschen Grundsatze beruht. Denn dieser Grundsatz widerstreitet dem freien Willen des Menschen. Nimmt man aber den freien Willen des Menschen hinweg, so giebt es weder Tugend noch Sünde mehr. Wie könnte Gott an Jemanden, der doch verhindert ist, sich frei zu bewegen, die Anforderung stellen, ein reines frommes Leben zu führen? Wie könnte Gott

vom Menschen, wenn er ihn unfähig zum Guten geschaffen, das Gute verlangen? Wie könnte Gott, der Gott der Liebe und Barmherzigkeit, so ungerecht und grausam sein, einen Menschen bei der Geburt zu verdammen und zum Verderben zu bestimmen? Diese Lehre ist nicht allein grausam und furchtbar, sondern unsittlich und unvernünftig!"

Calvin hatte den Schlag des Gegners mit niedergeschlagenen Augen hingenommen. Als er darauf den Blick erhob, und dieser, wie zufällig, auf das Gesicht der Frau von Soubise fiel, entdeckte er in diesem sonst so ruhigen und stolzen Gesicht den Ausdruck von Besorgniß und Theilnahme. Es schien ihm, als wollte sie ihm zurufen: hast du mich besiegt, so besiege auch diesen! Seine Anklage ist stärker, als es die meinige war!

„Meister Albergati" — begann Calvin nach kurzem Zögern — glaubet Ihr, daß Ihr jemals etwas gethan habt ohne den Einfluß äußerer Verhältnisse oder Eindrücke, sei es nun, daß dieselben schon früher oder zur Zeit der That auf Euch eingewirkt hatten? — Ich glaube es nicht. Ohne

daß wir uns dessen immer bewußt werden, übt die äußere Welt von Kindheit an einen ewigen modelnden und bestimmenden Einfluß auf uns aus. Wir sind ein Product von Vater und Mutter, Gespielen und Freunden, Lehrern und Nebenmenschen, von Ort und Zeit. Unser Wille aber ist eine nothwendige Folge aller jener Ursachen. Wir können nur wollen, was unserer leiblichen und geistigen eigenthümlichen Natur entspricht. Und da wir diese Natur von Gott empfangen haben, und da die äußern Verhältnisse und Eindrücke, welche unsere Natur erziehen, entwickeln und bestimmen, von Gott geleitet und geregelt werden; so vollziehen wir in all unserm Thun und Lassen nicht unsern eignen, sondern Gottes Willen d. h. wir erfüllen unsere Bestimmung. Daher fordert denn auch Gott von jedem Menschen nur so viel des Guten, als ihm nach seiner Natur und Vorherbestimmung möglich ist.

Aus dieser Unfreiheit unsers Willens aber folgt nun durchaus nicht, daß wir gar keine Freiheit hätten. Unsere Freiheit besteht nunmehr darin, daß wir uns unserer Natur in ihrer Eigenthümlichkeit

sowie des darin ausgesprochenen göttlichen Willens bewußt werden, mit Klarheit und Freudigkeit bewußt werden.

Nun werdet Ihr aber zugestehen müssen, Meister Albergati, daß sich jede menschliche Natur im Grunde mehr dem Bösen, als dem Guten, zuneigt, insofern ihr ja das Böse leichter, als das Gute fällt, und das Letztere fast immer erst durch Kampf und Selbstbeherrschung von ihr errungen werden kann. Mit andern Worten, die menschliche Natur ist sündhaft. Wir sind alle Sünder und nur durch die Gnade Gottes der Seligkeit fähig. Wenn Euch nun Gott gefällt, falls er den Sünder annimmt und selig macht, so darf er Euch auch nicht mißfallen, wenn er den Sünder verstößt und verdammt. Es ist Euch doch gewiß noch niemals eingefallen, Gott der Unvernunft oder Grausamkeit anzuklagen, weil er die einen der Menschen schön, reich, glücklich werden lässet, die andern dagegen zur Häßlichkeit, zur Armuth oder zum Elend verdammt hat. Warum scheint es Euch unmöglich, daß er in seinem unerforschlichen Rathschlusse die Einen zum Guten, die

Andern zum Bösen bestimmen soll? Geheimnißvoll bleibt diese Wahl, das gestehe ich ein; ja ich bekenne, sie mag Schauder in den Gemüthern vieler Menschen erregen. Doch ist sie in der Schrift an einigen Stellen ausgesprochen, weshalb ich jeden Zweifel von mir weise. Ueberdies aber ist sie geeignet, jeden Stolz des Menschen in seiner Wurzel zu ertödten; und schon deshalb halte ich sie für eine der heilsamsten christlichen Lehren."

„Nun, was habt Ihr dagegen zu sagen, Maestro Albergati?" — fragte die Herzogin in einem Tone, aus welchem sich erkennen ließ, daß sie den Maestro für besiegt erachtete.

Der geschmeidige Italiener, dem die Bedeutung dieser Frage nicht entging, und der wohl auch fühlen mochte, daß er in Despeville einen ebenbürtigen Gegner gefunden, über welchen einen entschiedenen Sieg zu erringen nicht wahrscheinlich sei, lenkte mit dem ihm eigenen Takt in die gewünschte Richtung ein. „Ich gestehe" — versetzte er ohne Zögern — „Calvin selber hätte seinen Lehrsatz nicht besser vertheidigen können, als Meister Despeville soeben

gethan. Und ich nehme jetzt gern den Vorwurf der Unvernunft und Unsittlichkeit, welchen ich seiner Prädestinationslehre gemacht habe, zurück. Für besiegt aber kann ich mich dennoch nicht erachten. Denn was die Lehre vom unfreien Willen betrifft, so hat sie Meister Desperille nur philosophisch begründet. Durch Philosophie aber lassen sich Glaubenslehren nicht feststellen. Wenn sich Meister Desperille dann ferner hinsichtlich der Prädestination auf Schriftstellen beruft, so muß ich ihm antworten, daß man auch in Bezug auf Schriftauslegung nichts Gewisses sagen kann, da eben Jeder behauptet, er habe die richtige, er habe den göttlichen Geist. Wenn ich daher auch den Vorwurf der Unvernunft und der Unsittlichkeit zurückgenommen habe, dabei muß ich stehen bleiben, und das hat Meister Desperille ja selbst anerkannt, daß die Lehre von der Vorherbestimmung furchtbar und grausam sei!"

„Furchtbar und grausam scheint!" — versetzte Calvin — „Ueber diesen Schein aber müssen wir uns damit trösten, daß wir nicht eindringen können in die Geheimnisse göttlicher Weisheit."

„Ich bin ganz Eurer Ansicht, Meister Despeville“ — sprach die Herzogin — „Es liegt in der Lehre Calvin's etwas Furchtbares, Zerknirschendes, wie Ihr selbst eingestanden; aber diese Zerknirschung scheint mir nothwendig, damit der Mensch seine Gebrechlichkeit einsehe und sich nicht überhebe. Daraus entsteht dann jene wahre und tiefe Demuth, welche uns allein befähigt, Gottes Willen zu thun. — Doch nun lasset den Streit ruhen, aus welchem beide Parteien mit Ehren hervorgegangen sind. Wir wollen für heut' das Gebiet der Theologie verlassen und uns zur Dichtkunst wenden. Marot, den wir leider haben verlieren müssen, hat uns aus Venedig, wo er sich gegenwärtig aufhält, die Uebersetzung einiger Psalmen zugesandt, welche ich euch vorlesen werde. Demnächst aber wird uns Meister Bondi einen Vortrag über die neuesten Entdeckungen in der Sternkunde halten.“

Während Renata die von Marot in französische Verse übertragenen Psalmen vorlas, und dann

Maestro Bondi seinen Vortrag über Astrologie hielt, machte unser alter Freund Gilbert einen Spaziergang durch den an die hintere Seite des Palastes stoßenden Garten.

Gilbert, ein Sohn des Südens, war nicht so gleichgültig gegen die Naturschönheit, als Calvin. Die prachtvollen Anlagen erregten seine Bewunderung. Mit Behagen sog er den würzigen Duft der Blumen ein und nicht ohne einige Lüsternheit betrachtete er die fruchtbeladenen Orangen- und Feigenbäume.

Nur die marmornen Statuen, die hin und wieder auf freien Plätzen standen, erregten durch ihre anstößige Nacktheit sein Mißfallen, und er fragte sich mehr, als ein Mal, was wohl Meister Calvin sagen würde, wenn er sie zu Gesicht bekäme.

Während er eben wieder vor solch einer Statue stand — dieselbe stellte eine weibliche Figur mit üppigen Formen dar — und sie zum Theil mit Neugierde, zum Theil mit Scham betrachtete, hörte er ganz in der Nähe einen französischen Gesang von männlicher Stimme. Erstaunt drehte er sich um

und bemerkte einen jungen Burschen, welcher Orangen pflückte.

Gilbert war nicht der Mann, sich in fremdem Lande die Bekanntschaft eines Landsmannes entgehen zu lassen. Er näherte sich dem jungen Manne und redete ihn in seiner Freude mit den unüberlegten Worten an: „Nun, so will ich doch wieder zur Messe gehen, wenn ich erwartet habe, in diesem Garten ein französisches Lied zu hören. Sei herzlich gegrüßt, Landsmann, und sage mir, wie du hierher gekommen.“

Der Gärtnerbursche hätte vor Erstaunen beinahe den Korb mit den Orangen fallen lassen. Nachdem er sich jedoch von seinem Erstaunen erholt hatte, blickte er ängstlich umher, schaute dann Gilbert forschend an und sagte: „Ihr müßt hier noch sehr fremd sein, daß Ihr laut und öffentlich solche Reden führt. Ihr vergesset, daß Ihr Euch in einem katholischen Lande und an einem Hofe befindet, wo keine Franzosen mehr geduldet werden.“

Gilbert erröthete vor Scham, daß er sich übereilt hatte. Wir haben bereits zu bemerken Gele-

genheit gehabt, daß er sehr viel auf seine Würde hielt und ein wenig eitel auf seine Lebensklugheit war. Daher hatte ihn die Zurechtweisung des jungen Mannes sehr empfindlich berührt. Gleichwohl gewann er sogleich seine Fassung wieder und sagte mit der Miene eines Mannes, der wohl Zurechtweisungen zu ertheilen, aber nicht hinzunehmen hat: „Junger Mann, du weißt nicht, mit wem du sprichst! Ich aber weiß es, mit wem ich spreche. Daß du ein Franzose bist, hat mir dein Lied verrathen, daß du dich aber zum evangelischen Glauben neigst, lese ich in deinen Zügen. Daß sich endlich kein Lauscher in der Nähe befindet, habe ich gesehen, eh' ich dich anredete. Folglich sind meine Worte in keiner Beziehung unpassend gewesen; und es war vorlaut von dir, mich ihretwegen zu tadeln."

Der junge Mann schlug die Augen nieder und fragte mit schüchterner Miene: „Seid Ihr vielleicht der Sterndeuter, der heute hier angekommen ist?"

Gilbert stutzte. Doch den Zusammenhang dieser Frage sogleich errathend, antwortete er: „Ich bin nicht der berühmte Sterndeuter selbst, dessen

Ankunft du von Odoardo erfahren, sondern sein Diener, sein Famulus, habe aber von den geheimen Wissenschaften meines Herrn und Meisters so viel profitirt, daß ich aus den Zügen der Menschen Charakter und Gedanken erkenne. So habe ich, dich anblickend, augenblicklich erkannt, daß du ein ehrlicher Mensch und kein falscher Papist bist. So habe ich dagegen, Capitän Gazino und seinen Diener Odoardo anschauend, augenblicklich erkannt, daß sie verstockte Papisten, Todfeinde der Franzosen und falsche, boshafte Menschen sind."

„Aber sie fürchten sich vor Eurem Herrn" — versetzte der Bursche — „Etwa vor einer Stunde waren sie hier im Garten, und da hab' ich ihre Unterredung belauscht. Der Herzog befindet sich in Florenz, und Capitän Gazino verlangte, daß Odoardo augenblicklich ihm nachreiten und ihn von der Ankunft und Aufnahme zweier verdächtiger Franzosen in Kenntniß setzen sollte. Aber Odoardo beschwor ihn, von jeder Feindseligkeit gegen Euch abzustehen. Euer Herr hätte in den Sternen gelesen, daß man ihn in Ferrara verfolgen, daß er

aber allen Nachstellungen glücklich entgehen und die Gefahr auf seine Verfolger zurückfallen würde. Capitän Gazino wollte anfänglich nicht nachgeben und lachte über Odoardo's einfältige Furcht. Am Ende aber gestand er ein, Euer Herr sähe allerdings gerade so aus, als stände er mit den höllischen Mächten im Bunde. Er würde die Rückkehr des Herzogs abwarten. Bis dahin aber sollte Odoardo Euch sorgfältig bewachen, Eure Zimmer untersuchen und Euren Schritten nachspähen. Auch möchte er sich freundlich zu Euch stellen und Euch, wo möglich, zu berauschen suchen, da der Wein geschwätzig mache. — Aber ich beschwöre Euch, verrathet mich nicht, daß ich Euch das Alles entdeckt habe. Sie brächten mich um, wenn sie's wüßten. Ich bin ihnen ohnehin ein Dorn im Auge. Aber da mein Vater, welcher mit der Herzogin aus Frankreich herübergekommen, erster Gärtner und ein Liebling des Herzogs ist, so wagen sie nicht, uns zu nahe zu treten."

„Mache dir keine Sorge, mein guter Sohn" — sagte Gilbert in väterlichem Tone — „Weit gefehlt,

dich in Gefahr zu bringen, verspreche ich dir meinen Schutz, wenn du dessen bedürfen solltest. Auch werde ich morgen die Bekanntschaft deines Vaters suchen und ihm sagen, welch' braven Burschen er zum Sohne hat!"

Mit stolzem Selbstgefühl kehrte Gilbert nach seinem Zimmer zurück. Daß er diese listigen Italiener überlistet hatte, war ein nationaler Triumph, welchen er mit inniger Freude genoß. Zugleich aber schmiedete sein ruheloser Geist schon wieder über neue listige Pläne, welche auszuführen das Schicksal ihm sogleich Gelegenheit bot.

Während er nämlich noch darüber grübelte, wie er die von dem Gärtnerburschen empfangenen Mittheilungen zu weiterer Ueberlistung ausbeuten sollte, ward an seine Thür geklopft, und ohne auf sein „Herein!" zu warten, trat Odoardo in's Zimmer. „Ihr erlaubt doch, daß ich Euch besuche" — begann er in einschmeichelndem Tone — „und nachsehe, ob es Euch an irgend etwas fehlt. Ihr dürft nicht glauben, daß der rauhe Empfang von Seiten meines Capitäns so ernst gemeint war. Es ist

wahr, er liebt die Franzosen nicht. Aber er liebt ebenso wenig die Deutschen oder die Schweizer, weil er sie alle für Feinde Italiens und des apostolischen Glaubens hält. Im Uebrigen ist er ein höflicher Cavalier; und nachdem die Herzogin einmal Eurem Herrn, dem Meister Despeville, Asyl und Schutz versprochen, dürft Ihr Euch darauf verlassen, daß er jede Feindseligkeit gegen ihn einstellen wird.“

„Ich bin Euch sehr verbunden für Euer Entgegenkommen“ — versetzte Gilbert mit einer Würde, die allein schon geeignet war, Odoardo in Erstaunen zu setzen — „indeß muß ich Euch wiederholen, daß weder Meister Despeville, noch sein geringer Diener und Famulus, welcher die Ehre genießt, mit Euch zu sprechen, irgend welche Gefahr oder Feindseligkeit zu fürchten hat. Wenn ich Euch sage, daß ich, der ich nicht würdig bin, meinem Herrn und Meister die Schuhriemen aufzulösen, im Stande bin, aus den Zügen eines Menschen seine Gedanken und Absichten zu erkennen und aus der Fläche seiner Hand sein Schicksal zu

lesen, so mögt Ihr Euch einen Begriff von der Tiefe und dem Umfange der Weisheit und Kenntnisse machen, welche Meister Despeville besitzt. Leute solches Schlages aber, das werdet Ihr zugeben, sind nicht so leicht zu überlisten und zu fangen."

„Ihr seid ein Schalk" — sagte Odoardo mit pfiffigem Lächeln — „und möchtet Euch lustig machen auf meine Kosten. Aber ich nehme Euch beim Wort und verlange von Euch, daß Ihr mir saget, mit welchen Gedanken und Absichten ich so eben in Euer Zimmer getreten."

Gilbert machte eine sehr bedenkliche Miene und entgegnete: „Fordert mich nicht heraus, Freund Odoardo. Gegenwärtig kenne ich Eure Gedanken noch nicht. Um sie zu entdecken, bedarf es gewisser Formen. Vielleicht würde es Euch sehr unangenehm sein, wenn ich Eurem Verlangen entspräche."

„Gleichwohl bestehe ich darauf" — rief Odoardo, der einen Prahler zu demüthigen hoffte — „und ich werde Alles, was Ihr mir über Euren Herrn gesagt, für Lügen halten, wofern Ihr mir

nicht eine Probe Eurer von Euch behaupteten Kenntnisse liefert."

„Gut. Ihr wollt es!" — sagte Gilbert feierlich — „Tretet mit mir an's Fenster und blicket mich fest an — so! — und nun leget Eure Rechte auf Eure Brust — so!"

Er bohrte nun seine listigen, blauen Augen eine lange Weile in die Züge des Italieners. Darauf sagte er düster: „Ich habe Euch gewarnt, doch Ihr habt meine Warnung verachtet. Nun so vernehmt meine Entdeckung, Signor Odoardo: Ihr seid nach meinem Zimmer gekommen mit dem Gedanken, mich nicht darin zu finden, und mit der Absicht, meine Sachen zu durchsuchen!"

Odoardo bekreuzte sich unwillkürlich und erbleichte. Darauf versuchte er, stotternd, sich von dem schrecklichen Verdachte zu reinigen. Allein Gilbert unterbrach ihn und sagte mit strenger Miene: „Ihr könnt mich nicht täuschen. Meine Wissenschaft lügt nicht. Auch will ich Euch noch eine Probe ihrer Wahrhaftigkeit liefern. Reichet mir Eure Hand. — Warum fürchtet Ihr Euch

denn? Ihr waret ja vorhin so ungläubig und muthig!“

Odoardo überließ ihm widerwillig die Hand, und Gilbert betrachtete die innere Fläche derselben mit der prüfenden Miene eines Chiromantisten. „Sonderbar!“ — murmelte er dabei — „Ihr seid heut einer großen Gefahr entgangen. Wenn ich mich nicht irre, so ist es ein Ritt, der Euch so gefährlich werden konnte — ja, und wahrhaftig, ich bin die Ursache, daß Ihr den Ritt unterlassen habt!“

Odoardo war bleich, wie der Tod, und starrte den Wahrsager mit dem Ausdrucke des Entsetzens an. Darauf schritt er rücklings nach der Thür und sagte: „Ihr müsset mit dem Teufel im Bunde stehen, oder aber Euer Herr und Meister ist der Satanas selbst!“

Mit diesen Worten stürzte er aus dem Zimmer.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Herzogin Renata gab sich der Lehre Calvin's mit der ganzen Glut eines frommen und schwärmerischen Gemüthes hin. Die edle Frau wurde für ihn, was die Tochter des Pharao für Moses gewesen war, Beschützerin und Schülerin zugleich.

Renata lebte unglücklich in ihrer Ehe. Der Herzog, eine sinnliche Natur, konnte ihr den Mangel an körperlichen Reizen nicht verzeihen. Die höheren Zierden des Geistes, welche sie besaß, wußte er nicht zu würdigen. Wohl schätzte und begünstigte er Kunst und Wissenschaft an seinem Hofe; allein er that dies, wie es Leo X. gethan, ohne warme Hingebung, ohne tieferes Verständniß, nur angezogen von dem oberflächlichen Schein.

Ueberdies hatte er, der Anfechtungen des römischen Hofes müde, ein Bündniß mit demselben geschlossen und Renata konnte es nie vergessen, wie falsch und treulos Julius II. und Leo X. gegen ihren Vater gewesen.

So blieben sie einander fremd, und die Verhältnisse fügten es, daß die Kälte zwischen ihnen allgemach in Abneigung überging. Renata suchte nun die Befriedigung, welche sie dem Leben nicht abgewinnen konnte, in der Wissenschaft. Sie studirte Sprachen, Geschichte, Mathematik, Astrologie. Allein das Alles entwickelte und bildete zwar ihren Geist, aber stillte den Durst ihres Gemüthes nicht. Da flüchtete sie sich in die Arme des Glaubens und zwar jenes Glaubens, der durch seine Verinnerlichung ihrem Gemüthszustande am meisten entsprach, jenes Glaubens, gegen welchen der römische Stuhl vergebens seine Blitze schleuderte, jenes Glaubens endlich, welcher, gegenüber der schnöden Werkheiligkeit des römischen Kirchenthums, die wahre Religiosität in eine fromme Gesinnung setzte. — Unter dem Schirme der Herzogin bildete sich am

Hofe von Ferrara ein Verein geistreicher Personen, welche alle, wenn nicht wirkliche Anhänger, so doch Freunde des Evangeliums waren.

Die Anfechtungen, welche Renata deshalb von Seiten des Herzogs erlitt, steigerten nur ihren Eifer, während der Herzog, die Energie ihres Charakters scheuend, sich hütete, sie bis zum Aeußersten zu reizen. Da schloß der Herzog jenes Bündniß mit dem Kaiser und Papst, wobei der letztere die Entfernung der den katholischen Glauben gefährdenden Franzosen aus dem Staate Ferrara zur Bedingung machte. Renata mußte sich trennen von Marot und vielen andern geistvollen Männern. Sie that es mit Trauer und Gram; aber ihre Hinneigung zur evangelischen Lehre erstarkte dadurch nur noch mehr. In Frau von Soubise hatte sie eine eifrige Gesinnungsgenossin, und selbst unter den italienischen Gelehrten, welche der Ruf von Ferraras Gelehrsamkeit anzog, fand sie einige geheime Freunde des Evangeliums. Ein herumreisender Krämer versorgte sie mit den neuesten reformatorischen Schriften. Kurz, der katholische Glaube ward auch

nach der Entfernung der Franzosen am Hofe von Ferrara noch gar sehr gefährdet.

Da kam Calvin nach Ferrara. Kurz vorher hatte Renata seine Institutionen gelesen, und die in ihnen herrschende Strenge hatte einen erschütternden Eindruck auf sie gemacht. Sie hatte etwas von jener Zerknirschung empfunden, welche Calvin gleichsam zur ersten Bedingung der Tugend machte. Jetzt lernte sie den Verfasser persönlich kennen, und die Energie seines Geistes überwältigte sie ganz. Sie wies jeden Zweifel von sich, so wie er ja selber gethan. Er wurde für sie der begnadigte und erwählte Mann Gottes, welcher er später werden sollte für ein ganzes Volk.

Fast täglich mußte Calvin predigen, und fast täglich zog ihn Renata in eine vertrauliche Unterhaltung, welcher nur Frau von Soubise beiwohnen durfte. Sie lauschte seinen Worten, als ob sie aus dem Munde eines Apostels kämen, und die Religion nahm so sehr ihr ganzes Wesen in Anspruch, daß sie die ihr sonst so theuern Wissenschaften vernachlässigte. Es war, als hätte sie die kurze Dauer

von ihres Lehrers Anwesenheit geahnt und jede Minute nützen wollen. — Einmal sagte sie zu ihm: „Wenn der Herzog bei seiner Rückkehr Eure Entfernung verlangen sollte, so werde ich mich dagegen wehren, so lange meine Kraft ausreicht. Muß ich endlich nachgeben, so verlange ich von Euch, daß Ihr Euch nicht zu weit von mir entfernet, damit ich stets in schriftlicher Verbindung mit Euch bleiben kann.“ Ein ander Mal sagte sie, vorahnend: „Wenn ich jemals den Hof von Ferrara verlassen sollte, was nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, so werde ich nach Frankreich zurückkehren und mein Schloß de Montargis beziehen. Dann müsset Ihr zu mir kommen, den Gottesdienst leiten und mich in der Religion Christi befestigen.“

Calvin seinerseits widmete sich dem Werke der Bekehrung mit demselben Eifer und derselben Ausschließlichkeit, womit sich die Herzogin seiner Lehre hingab. Er enthielt sich jedes gesellschaftlichen Verkehrs. Selbst von den Gelehrten des Hofes zog er sich zurück, wohl durchschauend, daß ihre Hinneigung zum Evangelium der seinigen nicht ent-

sprach, daß, während er einem allmächtigen innern Drange gehorchte, sie nur vom Reize der Neuheit verlockt wurden. Daß er in einem fremden Lande lebte, merkte er kaum. Und hätte er es nicht durch die Plaudereien Gilbert's erfahren, er würde nicht gewußt haben, daß in Ferrara die Sonne wärmer, der Himmel schöner, die Atmosphäre durchsichtiger, als in Frankreich war, daß es in Ferrara Tempel von Marmor und Altäre von Porphyr gab und daß die Priester mit Edelsteinen besetzte Kleider trugen. Für ihn hatte weder der Glanz des Diamantenpalastes, noch die Werke des griechischen oder römischen Meisels, weder die Pracht des italienischen Cultus, noch die Werke eines Raphael oder del Sarto, einen Werth.

Die Reform mußte die Aesthetik verleugnen, um gegenüber der römischen Kirche, bei welcher Alles Aeußerlichkeit und Form geworden war, eine innerliche Vertiefung herzustellen.

Calvin's zurückgezogenes Leben und sein vertraulicher Umgang mit der Herzogin nährten übrigens den Wahn, welchen sein verschmitzter Diener durch

seine „tugendhaften“ Lügen erzeugt hatte. Er galt allgemein nicht nur für einen gelehrten Astrologen, sondern für eingeweiht in die Geheimnisse der Alchymie, der Sterndeuterei und anderer geheimer Wissenschaften, ein Umstand, der ihn zu einer gefürchteten Person machte und vor vielen Feindseligkeiten schützte. Capitän Gazino, welcher durch Odoardo die Proben von Gilbert's unnatürlicher Weisheit erfahren hatte, bändigte seinen Haß durch die Furcht und hütete sich, einem Manne zu nahe zu treten, dessen Wissen, wenn es im richtigen Verhältnisse zu demjenigen seines Dieners stand, nahezu an Allwissenheit grenzen mußte.

Nur ein Mann am Hofe von Ferrara war von dem Wahne nicht angesteckt, und wenn auch er den geheimnißvollen Franzosen fürchtete, so geschah es aus ganz andrem Grunde. Dieser Mann war Albergati, der Rival Calvin's.

Begabt mit ungewöhnlichen Fähigkeiten, ausgestattet mit erstaunlichen Kenntnissen, aufgeklärt durch humanistische Studien, vollkommen vertraut

mit den Grundsätzen und Tendenzen der Reform und dennoch dem römischen Hofe ergeben, eitel, ehrgeizig und geschmeidig — war dieser Italiener von Rom an den Hof von Ferrara gekommen, um seine Kenntnisse und glänzenden Eigenschaften zu verwerthen und eine Mission zu erfüllen. Doppelzüngig und gewissenlos, hatte er es verstanden, die Gunst des Herzogs sowohl, als die Huld Renata's zu gewinnen, und mehr, als ein Mal, hatte man sich seiner bei ausbrechenden Zwistigkeiten als Vermittler bedient. Indeß seinem wachsenden Ansehn und Einflusse stand ein Hinderniß entgegen, und das war die Vorliebe der Herzogin für die an ihrem Hofe lebenden Franzosen. Daher haßte Albergati die Franzosen und that Alles, was in seinen Kräften stand, dieselben vom Hofe von Ferrara zu entfernen. Er war der geheime Denunciant, der durch seine Verbindungen in Rom den Papst von Renata's Hinneigung zum Evangelium in Kenntniß setzte und die am Hofe anwesenden Franzosen als die Quelle dieser Hinneigung bezeichnete. Er war es, der den Herzog zu dem Bündnisse mit dem Papste bewog

und endlich die Entfernung aller Franzosen von Ferrara durchsetzte.

Nunmehr schien er am Ziele seiner Wünsche zu sein. Die Herzogin, welche von seiner Doppelzüngigkeit und Falschheit keine Ahnung hatte und ihn überdies als den gelehrtesten und freisinnigsten Mann ihres Hofes betrachtete, schenkte ihm, ihrer Landsleute beraubt, ihre ungetheilte Gunst und überhäufte ihn mit Wohlthaten und Ehren. Der Herzog aber, von der Gewandtheit und Ergebenheit dieses Mannes völlig überzeugt, machte ihn zu seinem Vertrauten und übertrug ihm ins Geheim die Leitung seiner Familienangelegenheiten, worunter er vor Allem die Bekehrung der Herzogin verstand.

So standen die Sachen, als der Herzog auf längere Zeit verreiste, und während seiner Abwesenheit Meister Despeville nach Ferrara kam.

Wir kennen den gelehrten Streit, welchen Albergati bald nach Despeville's Ankunft mit dem letzteren hatte. Die Herzogin erklärte, daß beide Parteien mit Ehren aus dem Kampfe hervorgegangen.

Albergati machte gute Miene zum bösen Spiele, fühlte sich aber in seiner Eitelkeit verletzt. Sein Gegner war ein Franzose; das genügte, seine Eifersucht und seinen Haß zu erwecken. Nachdem er die gelehrte Versammlung verlassen, suchte er den Capitän der Leibwache auf und erkundigte sich nach der Art und Weise, wie Despeville angekommen, wie er die Bekanntschaft der Herzogin gemacht und welche Worte zwischen beiden gewechselt worden. — Während ihm Gazino noch dies Alles erzählte, stürzte Odoardo mit entsetzter Miene herbei und berichtete die Zaubereien und Wunder, welche des Sterndeuters Famulus an ihm soeben vollbracht hatte.

Albergati stutzte. Nicht, daß er an die geschilderten Wunder glaubte — er war zu genau damit vertraut, wie man die Wunder in den Kirchen bereitete, als daß er überhaupt noch an Wunder geglaubt hätte — sondern weil ihm die Spiegelfechterei des Franzosen verdächtig erschien, weil er einen schlau angelegten Plan dahinter witterte. Um aber diesem Plane mit Erfolg nachspüren zu können,

hielt er's für das Klügste, Capitän Gazino sammt seinem Diener ihrer Furcht und Einfalt zu überlassen, einerseits weil er recht gut einsah, daß alle seine Vorstellungen sie nicht überzeugen und aufklären würden, andrerseits weil sie, irgend ein Mißtrauen verrathend, den schlauen Franzosen nur zur Vorsicht bestimmt haben würden. — Albergati beschloß demnach, das Geschäft der Beobachtung und Spionage selbst in die Hand zu nehmen; und man muß es ihm lassen, eine geschicktere Hand hätte er dafür unmöglich finden können. Er durchsuchte die Zimmer und Sachen des Meister Despeville und seines Dieners; er belauschte ihre Gespräche; er ließ namentlich den letztern auf Schritt und Tritt bewachen. Indeß das Ergebniß lohnte die Mühe nicht. Er gelangte nämlich durch alle seine Beobachtungen nur zu der Ueberzeugung, daß Despeville ein düsterer, verschlossener Grübler sei, und daß sein Famulus seine schlauen Gaukeleien auf eigne Faust und Verantwortung treibe. Albergati, hierdurch beinahe beruhigt, würde seine Untersuchungen vielleicht ganz eingestellt und Despeville als ein unge-

fährliches Subject in Ruhe gelassen haben, hätte er nicht bemerken müssen, daß derselbe von Tage zu Tage höher in der Gunst der Herzogin stieg, daß er sich ihres ausschließlichen Vertrauens bemächtigte, und daß Renata selbst endlich eine auffallende Veränderung ihres ganzen Wesens verrieth.

Haß und Eifersucht erwachten auf's Neue in ihm und erreichten nunmehr von Tage zu Tage einen höhern Grad. Zu diesen ohnehin schon qualvollen Gefühlen gesellte sich noch das bittere Bewußtsein seiner Ohnmacht.

Denn in der That, ihm waren die Hände gebunden, so lange der Herzog abwesend war. Und dem Herzoge die Zumuthung zu machen, daß er eines einfachen, namenlosen Gelehrten wegen nach Ferrara zurückkehren möge, davon hielt ihn die Scham zurück. Ja, hätte dieser Franzose einen bedeutenden Namen gehabt, oder wäre er einer jener gefährlichen Prädicanten gewesen, welche ihre Irrlehren auf öffentlichem Markte verbreiteten, dann hätte die schleunige Zurückberufung des Herzogs einen Sinn gehabt.

In dieser schwierigen Lage dachte Albergati, als echter Italiener, an Gift und Dolch. Es galt ja nicht allein, seinen glühenden Haß zu befriedigen, sondern einen gefährlichen Nebenbuhler zu vernichten und seinen Gönnern in Rom einen großen Dienst zu erweisen. Freilich mußte er dabei äußerst vorsichtig zu Werke gehen. Mißlang die That, oder fiel der geringste Verdacht auf ihn, so wußte er wohl, daß ihn selbst der Herzog vor Renata's Zorne nicht schützen würde.

Indeß Albergati war ganz der Mann, auch bei dem schwierigsten Unternehmen solche Vorsichtsmaßregeln zu treffen, daß kein Verdacht ihn treffen konnte. Von der Stunde an, in welcher er den Mordgedanken gefaßt hatte, beobachtete er eine Taktik, die ihn für alle Fälle sicher stellen mußte. Er vermied jede Berührung mit Despeville, damit die Annahme einer Animosität gegen ihn unmöglich wäre.

Dagegen rühmte er bei jeder Gelegenheit und gegen Jedermann seine unvergleichlichen Kenntnisse, seine Anspruchslosigkeit und sein stilles, frommes

Leben. Endlich aber setzte er seiner Schurkerei die Krone auf, indem er den Verdacht einer That, welche er selbst zu begehen beabsichtigte, im voraus auf Andere lenkte.

Bei einer Unterredung mit der Herzogin sprach er sich auf's Neue mit großer Wärme und Bewunderung über Meister Despeville aus und fügte dann mit einem Seufzer und einigem Zögern hinzu: „Und dennoch möchte ich um keinen Preis der Welt an seiner Stelle sein!"

„Wie, droht ihm eine Gefahr? Fürchtet Ihr den Zorn des Herzogs für ihn?" — fragte Renata hastig.

„Der Zorn des Herzogs würde höchstens seine Verbannung aus Ferrara herbeiführen" — versetzte Albergati mit verstellter Traurigkeit — „während Haß und Tücke sehr leicht sein Leben gefährden können."

„Martert mich nicht, Albergati!" — rief die Herzogin — „Ihr habt mir eine Schurkerei zu enthüllen. Enthüllt sie rasch und ohne Umschweife.

Und beim ewigen Gott, ich werde ein schreckliches Exempel statuiren!"

„Verzeiht, Madame, ich habe keine evidenten Beweise, nur Beobachtungen und Vermuthungen mitzutheilen; auch ist es ein hochgestellter und bisher ehrenhafter Mann Eures Hofes, welchen mein Argwohn trifft. Unter diesen Umständen muß ich bitten, meine Mittheilungen mit der größten Vorsicht aufzunehmen und bei einer etwaigen Untersuchung meinen Namen zu verschweigen. Ich wäre ein Kind des Todes, wenn Capitän Gazino erführe, daß ich sein Ankläger bin."

„Ha, Capitän Gazino ist also der Schuldige! Ich habe es mir gedacht!"

„Wie es scheint, hat Eure Hoheit dem Capitän wegen seines Benehmens gegen Meister Despeville eine Zurechtweisung ertheilt. Genug, der Capitän, dem ohnehin alle Franzosen verhaßt sind, haßt Meister Despeville mit der ganzen furchtbaren Leidenschaft seines wilden, ungezügelten Temperaments. Gleich am ersten Abende nach Despeville's Ankunft hat er seinen Diener, Odoardo, zum Herzoge

nach Florenz schicken wollen, um Seine Hoheit von der Aufnahme des Franzosen am Hofe von Ferrara in Kenntniß zu setzen. Nur der Schlauheit des Dieners von Meister Despeville, welcher, den Haß und die bösen Anschläge des Capitäns sogleich durchschauend, allerlei Gerüchte von seines Herrn geheimer Wissenschaft und von den Gefahren, welche allen seinen Feinden drohten, in Umlauf gesetzt hat, ist es zu danken, daß Capitän Gazino, in Furcht gesetzt, sich für's Erste jeder Feindseligkeit gegen den Franzosen enthalten hat.

Ob diese Furcht jetzt geschwunden ist, oder ob der Capitän die geheime Wissenschaft Meister Despeville's ernstlich erproben will, vermag ich nicht zu bestimmen. Doch wird die nachfolgende Thatsache Eure Hoheit wohl überzeugen, daß ruchlose Anschläge gegen das Leben Meister Despeville's geschmiedet werden.

Gestern Abend, während der gelehrte Franzose, wie gewöhnlich, die Gnade einer vertraulichen Unterredung mit Euch genoß, und sein Diener wahrscheinlich in der Stadt herumschlenderte, traf es sich,

daß ich, in mein Zimmer zurückkehrend, an demjenigen des Meister Despeville vorüberging. Zu meinem Erstaunen sah ich die Thür des letztern offen stehen. Ich wiederhole, Madame, ich wußte Meister Despeville bei Eurer Hoheit, und seinem Diener hatte ich am Thore des Palastes begegnet. Es war also natürlich, daß ich, indem mein alter Argwohn erwachte, mich vorsichtig der geöffneten Thür näherte und in das Zimmer blickte. Es war bereits dunkel, und ich konnte nur eine Gestalt erkennen, welche sich mit Despeville's Wasserkruge beschäftigte. Zum Unglück hatte mich die Gestalt bemerkt und sprang, bevor ich es hindern konnte, mit einem Satze in den Garten" —

„Und Ihr habt diese Gestalt wirklich nicht erkannt, Albergati?" — fragte die Herzogin mit sichtbarem Mißtrauen.

„Wenn ich dieselbe erkannt hätte, Madame, dann würde ich ohne Scheu und Furcht ihren Namen nennen; denn es handelte sich um Meuchelmord! Ahnend, daß hier eine verruchte That beabsichtigt worden, trug ich den Krug nach meinem

Zimmer, ließ mir durch meinen Diener eine Katze herbeiholen und gab ihr von dem Inhalte des Kruges zu trinken. Nach wenigen Minuten lag das Thier in Todeszuckungen zu meinen Füßen!“

„Heiliger Gott, das ist ja entsetzlich!“ — rief die Herzogin mit zornsprühendem Auge — „Aber ich werde ein furchtbares Gericht halten. Lasset sogleich den Capitän Gazino sammt seinem Helfershelfer, Odoardo, verhaften und vor mich führen. Ich werde ihre Schuld aus ihren Mienen herauslesen!“

„Verzeiht, Madame, wenn ich Eurem Befehle nicht augenblicklich gehorche, wenn ich Euch inständigst bitte, Eure edle Entrüstung zu dämpfen und einer ruhigen Betrachtung Raum zu geben. Ich wiederhole, ich habe die Gestalt nicht erkannt, und wie sehr auch die Umstände gegen Capitän Gazino sprechen mögen, die Möglichkeit, daß mein Verdacht gegen ihn uns täuschen kann, ist immer noch vorhanden. Ihn strafen und unschädlich machen könnt Ihr also nicht. Ihn zum Geständniß zu zwingen oder seine Schuld aus seinen Zügen herauszulesen,

werdet Ihr nicht im Stande sein. Ließet Ihr ihn also verhaften und die Untersuchung gegen ihn einleiten, so würdet Ihr nichts weiter bewirken, als daß er, wegen Mangel entscheidender Beweise seiner Haft wieder entlassen, mit größerer Vorsicht zu Werke ginge oder die Vollführung seines Anschlages wohl gar einem Andern überträge.“

„Aber was soll ich dann thun?“ — rief die Herzogin in Verzweiflung — „Zu denken, daß der hohe Ruf unsres den Wissenschaften und der Religion geweihten Hofes durch einen verruchten Mord befleckt werden könnte! Zu denken, daß der größte Theologe Frankreichs, der berühmte Calvin“ — sie hielt inne, bedenkend, daß in der Angst ihres Herzens ein wichtiges Geheimniß ihren Lippen entschlüpft war; sie blickte Albergati ängstlich forschend an und entdeckte mit freudigem Erstaunen keine Spur von Ueberraschung in seinen Zügen, sie gab sich der Hoffnung hin, ihre Uebereilung noch verbessern zu können und fuhr, schnell besonnen, fort: „Zu denken, daß Meister Despeville, der intimste Freund des größten Theologen von Frankreich, des

berühmten Calvin, am Hofe von Ferrara Schutz und Zuflucht suchend, durch einen Meuchelmörder getödtet werden könnte! — Nein, dieser Gedanke ist unerträglich; er wird mir Ruhe und Schlaf rauben. Es muß etwas gethan werden, was mich von diesem Gedanken befreit!"

Albergati hatte seine schwarzen, leuchtenden Augen zu Boden geschlagen. Er fühlte, daß seine Freude über die Entdeckung des wichtigen Geheimnisses zu groß war, als daß er den Ausdruck derselben auch in seinem Blicke hätte beherrschen können.

Er schwieg eine Weile, wie es schien, um nachzudenken; in der That aber, um seine Fassung wieder zu gewinnen. Darauf erhob er plötzlich seinen Blick zu dem Gesichte der Herzogin und sagte mit der Miene tiefster Ergebenheit: „Madame, ich werde über Meister Despeville wachen. Ich werde ihn hüten wie meinen Augapfel, und ich versichere Euch, nicht durch meuchlerische Hand wird er fallen am Hofe von Ferrara!"

Sie war so aufgeregt, daß ihr die Zweideutig-

keit seiner Worte entging. Sie reichte ihm die Hand zum Kusse und sagte: „Daß Ihr ein hochgebildeter Gelehrter seid, weiß ich schon längst; daß Ihr aber auch ein edler, hochherziger Mensch seid, habe ich jetzt erfahren. Ihr dürft nicht erröthen. Ich durchschaue Euer Herz. Ich habe längst bemerkt, daß es Euch Kummer macht, Meister Despeville Euch in gewisser Hinsicht vorgezogen zu sehen, daß Ihr ihn für einen Rivalen in der Huld Eurer Gebieterin erachtet. Um desto mehr weiß ich Eure jetzige Ergebenheit zu schätzen."

Hätte sie das triumphirende und zugleich boshafte Lächeln bemerkt, mit welchem er ihr Gemach verließ, sie würde für Calvin nicht weniger gezittert haben, als kurz vorher, wo sie ihn von einem Meuchelmörder verfolgt wußte!

Mit diesem triumphirenden und boshaften Lächeln kehrte Albergati nach seinem Zimmer zurück. Das Geheimniß, welches der Herzogin in ihrer Angst und Verzweiflung entschlüpft war, hatte einen unermeßlichen Werth für ihn. Für's Erste durfte er, um sich des verhaßten Rivalen zu entledigen, sich

nicht mit einem Morde befassen. Denn so gewissenlos er auch war, sein Charakter war nicht auf Gewaltthaten angelegt. Nicht sein Gewissen, wohl aber sein ästhetisches Gefühl sträubte sich gegen die äußersten Mittel.

Doch das war nur der geringste der Vortheile, welche er aus der Entdeckung dieses Geheimnisses zu ziehen hoffte. Sein verschlagener Kopf trug sich bereits mit größeren Plänen und Aussichten; mit Plänen und Aussichten, welche uns die beiden Briefe enthüllen mögen, welche er noch am nämlichen Tage schrieb und mit reitenden Boten absandte.

An den Herzog Herkules von Este schrieb er nach Florenz:

„Euer Hoheit beehre ich mich, durch diesen Eilboten mitzutheilen, daß sich der französische Flüchtling, der gefährliche Prädicant und verwegenste aller ketzerischen Schriftsteller, Johann Calvin, unter dem Namen Despeville am Hofe von Ferrara befindet und fast ausschließlich das Ohr der Herzogin, Eurer Gemahlin, besitzt. Bis jetzt bin ich, außer

Ihro Hoheit, der Herzogin, und Frau von Soubise, allein im Besitz dieses Geheimnisses, und Euer Hoheit dürfte noch Zeit haben, die nöthigen Maßnahmen zu treffen, bevor man am römischen Hofe etwas davon erfährt. Ich unterfange mich nicht, Euer Hoheit einen bestimmten Rath zu geben, doch stelle ich Dero Ermessen anheim, ob es gerathen sei, einen so berüchtigten und gefährlichen Mann mit einfacher Verbannung zu bestrafen. Herzog Karl von Savoyen hält den Ketzer Bonivard seit sechs Jahren im untersten Verließ von Chillon eingekerkert — und was ist Bonivard gegen Calvin! — Doch wie gesagt, ich wage nicht, in dieser schwierigen Lage einen Rath zu geben, bitte dagegen unterthänigst, Euer Hoheit möge etwaige dringliche Verhaltungsbefehle an Capitän Gazino richten, so wie auch in dieser Angelegenheit, Ihro Hoheit, der Herzogin, gegenüber, meiner mit keiner Sylbe erwähnen. Ich verehre die Herzogin, Euer Hoheit Gemahlin, tief. Und wenn ich auch, die Pflichten gegen Euer Hoheit gewissenhaft erfüllend, ihr einen bittern Schmerz nicht ersparen kann, so möchte ich doch um keinen

Preis der Welt als ein Verräther in den Augen Renata's von Ferrara erscheinen. Euer Hoheit

unterthänigster Diener

Albergati."

Der zweite Brief war an einen Dominicaner in Rom gerichtet und lautete, wie folgt:

„Ehrwürdiger Vater! Mit dem Euch an mir bekannten Eifer beeile ich mich, der Kirche Petri einen Dienst zu erweisen, indem ich Euch Gelegenheit biete, der greulichen ketzerischen Viper einen ihrer Giftzähne auszureißen.

Es wird Euch bekannt sein, daß vor Kurzem ein Werk unter dem Titel „christlicher Unterricht" erschienen ist, welches keine geringere Tendenz hat, als den König von Frankreich zu verführen, die Staatsreligion in Frankreich zu verändern, kurz, dem Katholicismus eine unheilbare Wunde zu schlagen. Der Verfasser dieses Buches, welches in der That ein ungeheures Aufsehn gemacht hat und noch macht, ist ein gewisser Johann Calvin, ein noch junger Mann, der aber trotz seiner Jugend zu den gefährlichsten und begabtesten Gegnern des römi=

schen Stuhles gehört. Er ist kein brüllender Volksredner, gleich Farel, kein unbesonnener Feuerkopf, gleich dem Wittenberger Mönche. Kalt und starr, wie Marmor, streng und düster, wie ein Anachoret, begabt mit einem systematischen Verstande, der mit einer unbesiegbaren Dialektik gepaart ist, könnte dieser Mann, in dessen Munde die französische Sprache gewissermaßen einen neuen Geist athmet, auf den rechten Platz gestellt, eine neue Geißel der Kirche werden!

Zum Glück befindet er sich in unserer Gewalt, und wir können ihn, so zu sagen, in flagranti ertappen. Unter dem Namen Despeville hat er sich am Hofe von Ferrara eingeschlichen und ertheilt nun der Herzogin, die, wie Ihr wißt, sehr gelehrig in ketzerischen Dingen ist, Lectionen über den Antichrist.

Daß der heilige Vater ein Recht hat, gegen solche dem katholischen Glauben gefährliche Umtriebe in seiner Nähe einzuschreiten, ist klar, selbst wenn man nicht in Betracht zieht, daß das Herzogthum Ferrara ein Lehen des Papstes ist. Erwägt man

aber noch, daß diese Umtriebe gegen einen ganz bestimmten Vertrag verstoßen — ich meine jenen Vertrag, der, wie ich mir schmeicheln darf, zum Theil wenigstens mein Werk ist — so hat der heilige Vater offenbar das Recht, eine Genugthuung zu fordern, d. h. er darf sich nicht mit der bloßen Verbannung des Ketzers aus dem Staate Ferrara begnügen! Zwar wird sich die Herzogin nimmermehr zu einer derartigen Genugthuung verstehen; allein sie muß eben umgangen werden. Der römische Stuhl muß den Herzog durch eine energische Note zu eclatanter Genugthuung bestimmen. Der Herzog befindet sich in Florenz. Er darf seine Befehle nur hierher an seinen Capitän der Leibwache ergehen lassen. Sie werden pünktlich vollzogen werden. Renata wird grollen, klagen, weinen. Allein die Thränen einer Herzogin wiegen die geringste Gefahr, welche dem heiligen Vater droht, nicht auf!

Ich hoffe, ehrwürdiger Vater, diese Zeilen werden Euch auf's Neue meine Ergebenheit und Treue beweisen. Ich sage dies nicht, um mich zu brüsten, nicht, um meine Verdienste um die Kirche geltend

zu machen; ich sage es mit jener Demuth, welche uns einsehen lehrt, wie wenig wir thun können, und zugleich mit jener Freudigkeit, welche aus dem Bewußtsein quillt, daß Alles, was wir thun, in majorem dei gloriam geschieht!

Grüßet Loyola, Faber, Laynez und die Andern. Mit sehnsuchtsvollem Herzen erwarte ich die Stunde, in welcher der oberste Priester die großen Bestrebungen dieser edlen Männer anerkennen und ihren Bund segnen wird — einen Bund, welchem auch ich im Geiste schon angehöre!

Mit Ehrfurcht und unbegrenzter Ergebenheit

Albergati."

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Meister Despeville, die Luft an diesem Hofe wird schwül“ — sagte Gilbert eines Morgens, während er das Frühstück in seines Herrn Zimmer brachte — „Ich weiß nicht, ob es in diesem merkwürdigen Lande auch Gewitter giebt; sonst würde ich behaupten, ein sehr schweres, gefahrvolles sei im Anzuge.“

Calvin ließ ihn schwatzen, indem er, wie gewöhnlich, nur halb auf seine Rede achtete. Gilbert dagegen, der wohl wußte, daß von den vielen Pfeilen, welche er gegen Calvin's Gleichgültigkeit abschoß, am Ende doch immer einer traf, fuhr unverzagt fort: „Es ist wahr, während Ihr im Weinberge des Herrn arbeitet und die Herzogin im rechten Glauben unterweiset, habet Ihr keine Gelegen-

heit, den Horizont und die an demselben aufsteigenden Wolken zu beobachten. Eben darum aber solltet Ihr ein wenig mehr auf die Winke eines Mannes achten, welcher Zeit, Gelegenheit und den nöthigen Scharfblick hat, dem Witterungswechsel nachzuspüren, und dessen Ergebenheit über allen Zweifel erhaben ist."

„Du bist ein treuer, redlicher Mensch" — sagte Calvin, ohne die Feder aus der Hand zu legen.

„Ich bin auch ein frommer, rechtgläubiger Christ, Meister Despeville, wiewohl Ihr das noch niemals recht eingeräumt habet. Ich weiß wohl, Ihr stoßet Euch bei mir an einen gewissen weltlichen Sinn. Aber ich hege die feste Ueberzeugung, daß mich der Herr gerade um dieses weltlichen Sinnes willen in Eure Nähe geführt und an Euch gekettet hat. Denn da Euer Auge immer und ewig nach innen gerichtet ist, so bedürfet Ihr eines Auges, das einigermaßen auf die Außendinge sieht und gewisse Gefahren zu erkennen vermag, welche Euch bedrohen."

Calvin war nun doch aufmerksam geworden.

„Hast du solche Gefahren entdeckt?“ fragte er, die Feder aus der Hand legend.

„Ich werde Euch mittheilen, was mein Auge gesehen und mein Ohr gehört hat“ — versetzte Gilbert mit wichtigthuender Miene — „den Schluß mögt Ihr Euch selber daraus ziehen. — Also erstlich sind vor etlichen Tagen zwei Eilboten abgegangen, der eine zum Herzog nach Florenz, der andere nach Rom, vermuthlich an einen Söldling des Mannes, welchen eine unglückliche, verfinsterte Klasse von Menschen „heiliger Vater“ nennt, den ich Euch aber habe „Wolf“, „Räuber“ und „Fahne des Teufels“ nennen hören.“

„Wenn du mich nur mit deinen Vermuthungen erbauen willst, so störe mich nicht“ — sagte Calvin, indem er sich anschickte, wieder an seine Arbeit zu gehen.

„An und für sich, Meister Despeville, ist eine Vermuthung ein schwaches unverläßliches Ding. Aber im Zusammenhange mit andern Vermuthungen, Wahrscheinlichkeiten und Thatsachen kann sie von großer Bedeutung werden und einen Menschen

vor Tücke, Verrath, Kerker und selbst vor dem Tode schützen. Eine Vermuthung ist eine Art von Edelstein. Unecht blendet sie nur und hat keinen Werth; echt aber ist sie oft nicht mit Golde zu bezahlen. Ich bitte Euch nun ernstlich, daß Ihr Euch von der Echtheit meiner Vermuthung überzeugt und mich sie in den gehörigen Zusammenhang mit andern Vermuthungen und Thatsachen bringen lasset. — Gestern Abend also begegnete ich, heimkehrend aus der Stadt, dem vertrauten Diener des Capitäns von der Leibwache, Signor Odoardo. Er hatte ein wenig schwer geladen und war sehr lustig und geschwätzig, worüber ich mich nicht wunderte. Das aber setzte mich in Erstaunen, daß er mich ganz vertraulich auf die Schulter klopfte und dann lachend sagte: „Mosje Gilbert, Ihr habt mir eine Nase gedreht; aber wer zuletzt lacht, lacht am besten!“ — Ihr mögt sagen, was Ihr wollt, Meister Despeville, aber ein guter, scharfer Blick ist eine große Gnade Gottes, zumal wenn er verbunden ist mit der Fähigkeit, einen richtigen Schluß zu ziehen. Der betrunkene Schuft hatte mich kaum angerührt, da wußt'

ich schon, daß ein Unwetter gegen uns im Anzuge ist; und nach dem Grundsatze: Seid klug wie die Schlangen! — beschloß ich, die Zunge des papistischen Kerls von allen Banden zu lösen. Ich führte ihn also in die nächste Schenke und bestellte einen Krug Wein für ihn; und nachdem sich der Schwamm ganz voll gesogen, konnt' ich ihn auspressen nach Belieben.

„Ihr seid ein verdammt schlauer ketzerischer Teufel, Mosje Gilbert" — sprach der Italiener, nachdem ich ihn etliche Male gepreßt hatte — „aber wir haben einen Mann am Hofe, einen Italiener, müßt Ihr wissen, welchem weder Ihr noch Euer Herr und Meister das Wasser reicht" —

„Das sollt Ihr mir erst beweisen!" — rief ich, mit der Hand auf den Tisch schlagend — „Meister Despeville hat Seinesgleichen nicht in Europa" —

„Meister Despeville!" — unterbrach er mich mit boshaftem Gelächter — „Ach so, ich hatte vergessen, daß Euer Meister Schwarzkünstler Despeville heißt, richtig, Despeville!" — und nach diesen Worten erhob der Kerl ein so höhnisches Gelächter,

daß mich eine Art von Schauder überlief. Dann that er einen neuen Zug aus dem Kruge, blickte mich mit verschmitzter Miene an und fuhr fort: „Sagt mir doch, Mosje Gilbert, da Ihr aus Frankreich stammt, dem Heckneste der Ketzerei und Teufelei, so werdet Ihr vielleicht einen gewissen Cavin oder Cau – vin oder Calvin — der Teufel hole den Menschen und Namen! einmal gesehen haben. He?“ —

„Wenn Ihr den größten Gelehrten meines Vaterlandes, Johann Calvin, meint, den habe ich allerdings mehr als ein Mal gesehen“ — gab ich zur Antwort.

„Habt Ihr?“ — rief Odoardo, indem er sich anstrengte, mich forschend anzublicken — „Nun so beschreibt mir des Mannes Gestalt und Züge. Ihr müßt wissen, er ist mir im Traume erschienen, und ich will wissen, ob in Träumen Wahrheit ist.“

Ihr werdet zugestehen, daß ich nun so ziemlich unterrichtet war, aus welcher Gegend und in welcher Gestalt das Unwetter gegen uns anrückt. Um aber noch Genaueres zu erfahren, mußt' ich dem ver-

dammten Papisten zu Willen sein, wiewohl ich ihm lieber den Hirnkasten eingeschlagen hätte. Ich beschrieb ihm also den Ketzer Calvin, natürlich nach meiner Erfindung. Ich legte ihm rothe Haare, eine herkulische Gestalt und eine Donnerstimme bei.

„Fehlgeschossen!“ — rief der Schuft — „So sah der Ketzer in meinem Traume nicht aus. Ich will Euch sagen, wie er aussah.“ — Und nun beschrieb er mir den echten Calvin mit einer Genauigkeit, als ob er ihn schon einmal abconterfeiet hätte.“

„Es ist klar, mein Geheimniß ist verrathen“ — sagte Calvin, indem er gedankenvoll vor sich niederstarrte — „Und schon aus Rücksicht für die Herzogin werd' ich auch dieses Asyl verlassen müssen. — Aber warum hast du den Menschen nicht nach dem Namen des Mannes gefragt, dessen Ueberlegenheit er so sehr gepriesen? — Mich dünkt, daß ich in ihm den Entdecker und Verräther meines Geheimnisses zu suchen habe.“

„Meister Desperille“ — versetzte Gilbert nicht ohne ein gewisses Selbstbewußtsein — „selbst einen

vollgetrunkenen Schwamm auszupressen, erfordert einige Vorsicht. Hätte ich den Trunkenbold geradezu nach dem Namen jenes Mannes gefragt, so würde er wahrscheinlich zu Besinnung gekommen sein und seiner Zunge einen Zügel angelegt haben. Dagegen habe ich oft bemerkt, daß ein Betrunkener, wie oft er auch mit seinen Gedanken von einem Thema abschweifen mag, endlich doch von selbst wieder darauf zurückkommt. So geschah es auch hier. Nach einem neuen ungeheuern Zuge aus dem Kruge fuhr er, lallend, fort: „Euer Herr und Meister, Calvin — Despeville wollt' ich sagen — ist ein Hexenmeister — ha, ha! — aber ich sage Euch, wir haben einen Mann am Hofe, der alle bösen Geister bannt, der jedes Menschen wahren Namen kennt und alle Ketzerei mit tödtlichem Hasse verfolgt. Mosje Gilbert, Ihr thut mir leid, bei allen Heiligen! sehr leid; aber ich kann Euch nicht helfen. Maestro Albergati ist ein mächtiger Mann. Sein Arm reicht weit — bis nach Rom! Ihr werdet ihm nicht entwischen!"

„Ich will sogleich zur Herzogin" — sagte Calvin,

indem er sich rasch erhob — „Wann, sagtest du, daß die Eilboten nach Rom und Florenz abgegangen?“

„Vor etlichen Tagen, sagt' ich. Lasset mich nachrechnen. Heut haben wir Freitag — ja, am Montage war's.“

Während sich Calvin noch ankleidete, erschien der Haushofmeister und theilte ihm mit, daß ihn die Herzogin baldigst zu sprechen wünsche.

„Sollte Ihre Hoheit das Unwetter auch schon heranziehen sehen?“ — sagte Gilbert, als sich der Haushofmeister entfernt hatte.

„Für alle Fälle raffe unsere Habseligkeiten zusammen“ — sprach Calvin — „und halte dich jede Stunde zur Abreise bereit.“

Nach diesen Worten eilte er zur Herzogin. —

Renata saß in ihrem Boudoir, zu welchem nur Frau von Soubise und Calvin Zutritt hatten. Das kleine Gemach war mit Ebenholz getäfelt und mit kunstvollen, von Meisterhänden verfertigten Schnitzereien verziert. Der Fußboden bestand aus Holz-Mosaik. Auf dem Tische, vor welchem Renata saß,

und dessen Platte von dem hundertarmigen Riesen Briareus gehalten wurde, lag ein geöffneter Brief.

„Eben habe ich Nachrichten erhalten" — begann die Herzogin mit heiterer Miene — „welche, obwohl sie ein wenig verspätet sind, Euch doch gewiß mit großer Freude erfüllen werden. Es ist Euch bekannt, daß Genf, welches der kühne und fromme Farel zu einem Herde des evangelischen Glaubens gemacht hat, seit beinahe neun Jahren seinen Glauben und seine Freiheit gegen die erbitterten Angriffe des Herzogs Karl von Savoyen vertheidigt. Im Februar dieses Jahres endlich hat es sich mit Hilfe der Berner, welche im Bündniß mit den Genfer Glaubensbrüdern stehen, gänzlich befreit. Damit noch nicht zufrieden, haben die vereinigten Genfer und Berner im Monat März das für unbezwinglich geltende Chillon, welches auf einen Felsen im See gebaut ist, belagert und genommen und haben alle Gefangenen, welche in den Verließen der Burg eingekerkert waren, vor Allen aber den edlen Bonivard, befreit!"

„Er lebt also noch?" — fragte Calvin —

„Als sich das Schloß ergeben hatte, eilte man sogleich nach dem untersten und finstersten Verließ, wo man den Greis vermuthete. Man riß die Riegel der niedrigen Thüre auf und rief: „Bonivard, lebst du noch? Bonivard, du bist frei!“

„Und Genf? Ist es auch frei?“ — fragte eine ruhige Stimme. — Es war Bonivard's Stimme. Als er dann über die Schwelle der Gefangenschaft trat, hat er sich noch einmal umgewendet und lange, mit feuchtem Blick, von Allem, was zurückblieb, Abschied genommen. „Es war, als wenn der Mann sein Vaterhaus verließe“ — erzählen die Augenzeugen. Unter dem Arme hielt er die sechsjährige Arbeit, welche er im Dunkel seiner Unterwelt geschrieben, eine Chronik von Genf.“

Calvin's Züge verriethen nicht die Freude, welche die Herzogin erwartet hatte. Er sah in dem Umstande, daß ihn Renata gerade in diesem Augenblicke an den Gefangenen von Chillon erinnerte, einen Fingerzeig, eine Warnung.

Bonivard hatte wesentlich dazu beigetragen, der Reformation in Genf den Weg zu bahnen. Als

ihn die Genfer wegen ihrer Religionsveränderung zu Rathe gezogen, hatte er gesagt: „Ihr brennet vor Eifer, die Kirche wiederherzustellen. Wie könnt ihr sie aber umgestalten, mißgestaltet wie ihr selbst seid? Ihr sagt, die Mönche seien wollüstig; ihr seid es auch. Sie seien Spieler und Trunkenbolde; ihr seid es selbst. Euer Haß gegen sie quillt nicht aus entgegengesetzter Gesinnung, sondern aus eurer Aehnlichkeit. Von zwei Dingen wählet eins: Wollet ihr bleiben, was ihr seid, so tadelt auch die Geistlichkeit nicht. Wollet ihr sie aber reformiren, so zeiget ihnen den Weg."

Dabei aber hatte er täglich durch seine freien, schneidenden Worte ermahnt, das Joch der Priester und des Herzogs abzuwerfen. — Auf einer Reise in's Waadtland war er von den Leuten des Herzogs ergriffen und in den Kerker von Chillon geworfen worden.

Der Gefangene von Chillon war eine Person, über welche am Hofe von Ferrara sehr oft gesprochen worden; und jedesmal hatte Calvin eine lebhafte Theilnahme für den Mann empfunden, der, gleich

ihm, Sittlichkeit und Zucht zu den ersten Bedingungen kirchlicher Verbesserung machte. Bonivard's trauriges Schicksal hatte stets ein ungewöhnliches Mitleid in ihm erregt; in diesem Augenblicke aber, wo er Ursache hatte, ein ähnliches, wenn nicht noch schlimmeres, Schicksal zu besorgen, erfüllte es ihn mit Schauder.

„Ihr habt immer so viel Theilnahme für Bonivard's Unglück an den Tag gelegt“ — sagte Renata — „daß ich erstaunt bin, Euch bei der Nachricht von seiner Befreiung so kalt und düster zu sehen.“

„Verzeiht, Madame“ — versetzte Calvin, traurig — „das arme Fleisch ist schwach. Die Erinnerung an Bonivard's Gefangenschaft muß mich tief erschüttern in einem Augenblicke, wo ich zu der Ueberzeugung gelangt bin, daß mir ein ähnliches Mißgeschick bevorsteht —“

„Ha, worauf deutet Ihr hin?“ — unterbrach ihn die Herzogin, indem sie den Kopf stolz aufrichtete — „Ich gebe Euch zu bedenken, daß sich der Hof von Ferrara niemals mit einer Schandthat

besudeln kann, so lange die Tochter Ludwig XII. an diesem Hofe lebt!"

„Madame, kein Ort der Erde, wo Roms Arme hinreichen, ist sicher vor Verrath und Tücke!" — versetzte Calvin — „Geruhet, einige Thatsachen anzuhören, aus denen hervorgeht, daß selbst Ihr von Verräthern umgeben seid, und daß selbst Euer hochherziger Wille den tückischen Machinationen Eurer Feinde gegenüber machtlos ist." — Nach diesen Worten erzählte er ihr, was er soeben von Gilbert erfahren, und beleuchtete die Verhältnisse so klar und deutete die Thatsachen so richtig, daß auch die Herzogin überzeugt wurde.

Aber welche Gefühle erweckte diese Ueberzeugung in ihr! Sie war aufgesprungen und schritt, einer gereizten Löwin gleich, in dem kleinen Gemache auf und nieder. Die seidenen Vorhänge rauschten von dem Luftzuge, welchen ihre Gewänder erregten. Ihr Busen wogte, ihre Wangen glühten vor Scham, ihr Auge funkelte vor Zorn und Entrüstung. Lange war sie keines Wortes mächtig. Darauf aber warf sie sich plötzlich mit der Miene der Verzweiflung in

ihren Lehnstuhl und sagte: „Meister Calvin, ich erkenne es jetzt selbst, wir müssen uns trennen. Albergati, diese Natter, die ich an meinem Busen gewärmt, dieser dreifache Schurke, welcher Euch, mich und selbst den Herzog verrathen — o, ich durchschaue jetzt seinen ganzen teuflischen Plan und sehe seine Schlingen und Netze! — Albergati würde Mittel finden, Euch aus dem Wege zu schaffen, selbst wenn ich im Stande wäre, Euch gegen den Papst und gegen den Herzog zu schützen. Ihr müsset fort, und zwar sogleich. Auch dürfen sie keine Ahnung haben von Eurer Flucht — weder Albergati, noch Capitän Gazino. Sie würden Euch aufhalten gegen meinen Befehl und ohne daß ich es wüßte, oder im äußersten Falle würden sie Meuchelmörder gegen Euch dingen. Ich werde beide im Palaste und in meiner Nähe beschäftigen. Mein Haushofmeister, auf dessen Treue ich mich verlassen kann, und welchem auch Ihr Euer vollkommenes Vertrauen schenken könnt, wird für alles Uebrige sorgen. Die Grenze des ferrarischen Gebiets ist nahe; habt Ihr sie erreicht, so seid Ihr gerettet."

Sie hatte so schnell und hastig gesprochen, daß sie inne halten mußte, um Athem zu schöpfen. Dabei fielen ihre Augen auf den vor ihr liegenden Brief. „In Savoyen werdet Ihr eine neue Zufluchtstätte finden“ — fuhr sie eifrig fort — „Der Freund, welcher mir die Nachricht von Genfs Befreiung zugeschickt, ist ein Landsmann von Euch und mir und befindet sich in Aosta. Er versichert mich, daß sich auch in Savoyen Alles zur Reform vorbereite. Suchet ihn auf; ich werde Euch seine Adresse geben. Euch noch auf italienischem Boden zu wissen, wird mir zum Troste gereichen.“

Calvin war in tiefes Nachdenken versunken. Er schien seine persönliche Gefahr vergessen zu haben. Der durchdringende, forschende Blick, mit welchem er die Herzogin betrachtete, bewies, daß seine Gedanken sich nur mit ihr beschäftigten.

„Habt Ihr mir noch etwas zu sagen, Meister?“ fragte Renata.

„Es beängstigen mich trübe Gedanken in dieser Stunde der Trennung“ — versetzte Calvin — „Ich gedenke der Gefahren, die Euch umgeben,

Madame. Ich sehe noch größere Gefahren voraus, die gegen Euch anrücken werden. Hier in diesem Lande wird man Euch nie Euren Glauben verzeihen. Man wird Bitten, List, Drohungen, vielleicht noch Schlimmeres, anwenden, um Euch von demselben abwendig zu machen. Und Ihr gehöret unter die Großen der Welt. Und bei den Großen der Welt sind so selten Ausdauer und unbegrenzte Hingebung zu finden!"

Renata's Züge nahmen einen schwärmerischen Ausdruck an. Sie reichte Calvin die Hand und sprach: „Denket nicht so gering von mir, weil ich ein Weib und eine Königstochter bin. Der Glaube, den Ihr mir gelehrt, hat mich erhoben mit unwiderstehlicher Kraft. Ich würde ihn selbst unter Todesschrecken bekennen. Ich weiß wohl, daß ich in diesem Lande meines Glaubens wegen noch viele Anfechtungen werde erdulden müssen. Aber ich fürchte mich nicht und werde nicht wanken. Diese feste Versicherung mögt Ihr mit Euch nehmen und dabei bedenken, daß Renata von Ferrara niemals ihr Wort gebrochen! So reiset denn mit Gott und

mit Gottes allmächtigem Beistande fahret fort, die erhabene Bestimmung zu erfüllen, welche er Euch auferlegt hat. Eine dunkle Ahnung sagt mir, daß ich Euch noch groß und gewaltig sehen werde. Unter allen Umständen aber werde ich nie vergessen, daß Ihr mir jenes Wort gelehrt, an welchem sich auch der Geist der Schwachen entzündet!“

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Einige Stunden nach seiner letzten Unterredung mit der Herzogin ritt Calvin in Begleitung seines Dieners und eines Führers zum Thore von Ferrara hinaus. Er warf keinen Blick auf die reizende Stadt oder auf den Diamantenpalast zurück. Er gedachte nicht der Gefahren, von denen er noch umringt war. All sein Denken knüpfte sich an die wichtige Eroberung, die er für den Glauben gemacht hatte, an Renata, die hochherzige Königstochter, die fromme, begeisterte Anhängerin des Evangeliums. Er bedachte nicht, daß er auf's Neue einer Zuflucht beraubt und in die Welt gestoßen worden; er berechnete nicht, was er verloren, sondern nur was er gewonnen; und sein ganzes Dichten und

Trachten ging darauf hinaus, den Gewinn festzuhalten.

Wir wissen nicht, ob er auf seiner Flucht verfolgt worden. Wir wissen nur, daß er auf seiner Reise unbehelligt blieb und das schöne Thal von Aosta glücklich erreichte.

Er hatte Aosta zum Ziele seiner Reise gemacht, um den Wunsch der Herzogin zu erfüllen, und um sich nicht allzu weit von ihr zu entfernen. Es war nicht Bekehrungseifer, was ihn in die bischöfliche Stadt führte; denn noch immer zitterte er vor seinem Beruf, und noch immer beherrschte ihn die Sehnsucht nach Ruhe und Zurückgezogenheit.

Es war an einem prachtvollen Sommerabende, als Calvin in der Herberge eines Dorfes nahe bei Aosta einkehrte, um daselbst zu übernachten. Da er die Gaststube wegen des am nämlichen Tage in Aosta abgehaltenen Marktes überfüllt fand, so kehrte er wieder um und setzte sich auf eine Bank vor dem Wirthshause. Es war, wie gesagt, ein prachtvoller Abend. Die untergehende Sonne vergoldete die Gipfel des großen Bernhard und des Mont Rosa,

der beiden Fürsten der Walliser Alpen. Das reizende Thal prangte in unvergleichlicher Schönheit. Von Aosta herüber schallte feierlich das Abendgeläut.

Calvin sah und hörte von Alledem nichts. Erstlich, weil er für Naturschönheit überhaupt wenig Sinn hatte; dann aber auch, weil er in tiefes Nachdenken versunken war.

Er sah sich nun dem Ziele seiner Reise ganz nahe; und es war wohl natürlich, daß er Betrachtungen anstellte über seine Lage und seine künftigen Lebenspläne. Seine alte, unbezwingliche Schüchternheit tauchte wieder auf, und mit ihr zugleich die Sehnsucht nach einem stillen, friedlichen „Schlupfwinkel". — Würde er einen solchen finden in diesem fremden Thale, unter wildfremden Menschen? — so fragte er sich.

Diese Frage rief die Erinnerung an Basel wach, an das gelehrte Basel, voll freundlicher Menschen, voll eifriger Anhänger und Verfechter des evangelischen Glaubens; und diese Erinnerung ward allgemach so lebhaft und mächtig in ihm, daß er den Wunsch Renata's darüber vergaß und den Beschluß

faßte, schleunigst nach seiner Heimath zurückzukehren, seine Vermögensverhältnisse zu ordnen und dann für immer sich in Basel niederzulassen und still seinen Studien zu leben.

Im nämlichen Augenblicke, wo er zu diesem Entschlusse gelangt war, trat der Wirth aus dem Hause, setzte sich neben ihn, blickte rings umher, ob auch kein Lauscher in der Nähe wäre, und sagte dann in leisem, vertraulichem Tone: „Wenn Ihr gekommen seid, die Leuchte des Evangeliums auch in unserm Thale anzuzünden, so seid gegrüßt und willkommen!“

Calvin betrachtete den Mann mit Erstaunen und entgegnete: „Wollt Ihr mir wohl sagen, was Euch zu solch einer Vermuthung verleitet?“

„Das will ich gern, will Euch auch im Uebrigen mit vollem Vertrauen entgegenkommen, auf daß Ihr sehet, Ihr habet den rechten Mann gefunden. — Von Eurem Diener erfuhr ich, daß Ihr ein Gelehrter seid. Nun fragt' ich mich, was kann ein Gelehrter in unserm Thale wollen? — Ich betrachtete Eure Züge, Eure Kleidung und fand sie ganz

der Beschreibung entsprechend, welche man mir von den Prädicanten gemacht hatte. Wie Ihr dann aber bei dem Abendgeläut, das von Aosta herüberschallte, den Hut auf dem Kopfe behieltet und Euch nicht stören ließet in Euren Betrachtungen, da sprach ich bei mir: Giuseppe, das ist dein Mann, das ist ein Prediger des Gotteswortes, gekommen in unser Thal, uns das Evangelium zu verkünden und den Antichrist zu stürzen, wie Farel und die Andern in Genf gethan."

Giebt es in diesem Thale viele Euresgleichen, die nach dem Worte Gottes dürsten?" — fragte Calvin.

„Ihr werdet diesseits der Berge wenig Städte finden, wo die Leuchte des Evangeliums nicht angezündet worden. In den Gemeinden freilich herrscht noch viel Finsterniß, weil die Mönche und Priester, fürchtend, daß ihre letzte Stunde gekommen, die Dörfer durchziehen und die Leute unter die Fahne des alten Glaubens rufen. Auch führt der Bischof von Aosta, Pietro Gazino, ein streng Regiment in Glaubenssachen, will die Ketzerei mit Gewalt unterdrücken in den Staaten von Savoyen,

droht mit Stäupen und Galeere. Aber ich denke, das Werk Gottes kann er nicht aufhalten, noch unterdrücken, so wenig, wie einen Bach, der aus den Bergen kommt. Der rieselt fort über Geröll und Gestein, über Bäume, die er entwurzelt, und über Felsen, die er ausgehöhlt; und unten im Land schwillt er an zum Strom, wird breiter und tiefer, und kein Mensch würde glauben, daß das der rieselnde Bach aus den Bergen ist."

Der Name des Bischofs, Gazino, war Calvin aufgefallen. Indeß die Glaubenszuversicht des Italieners überraschte ihn noch mehr; und er fragte: „Wer aber hat Euch in der Lehre des Evangeliums unterwiesen?"

„Ja, seht, das ist eben das Wunderbare" — versetzte der Mann mit nachdenklicher Miene — „Die Deutschen, müßt Ihr wissen, sind in unserm Thale, wie in ganz Italien, verhaßt. 's ist eine wilde, barbarische Nation, die deutsche. So ein deutscher Lanzknecht ist im Brennen und Rauben und Plündern und Morden ein wahrer Teufel. Und kommt immer und immer wieder über die Berge,

unser gesegnetes Land zu verwüsten. Bin kürzlich in der Gegend von Turin gewesen und habe mit meinen Augen gesehen, wie sie dort wieder gehaust und gewüthet haben. Nun gut. Und doch war's ein Deutscher und noch dazu ein deutscher Offizier, der mich bekehret hat!"

Der Erzähler hielt ein wenig inne, als wollte er Calvin Zeit lassen, sein Erstaunen zu äußern; dann fuhr er fort: „Es wird Euch bekannt sein, daß der deutsche Kaiser vor Kurzem die Franzosen aus den savoyischen Ländern verdrängt hat. Ein Offizier vom deutschen Heere, der schwer verwundet worden, hatte sich bis in unser Thal geschleppt und sich in meinem Wirthshause niedergelegt. Ich hätte ihm lieber Gift, als einen Labetrunk, gereicht; er war aber ein höflicher, artiger Mensch, reichlich mit Gelde versehen und gewann mein ganzes Mitleid. Und öfters, wenn ich an seinem Lager saß, erzählt' er mir von dem Wittenberger Mönche, dem gelehrten Doctor, was er in seiner Jugend gewesen, was er später geworden, wie er sich losgesagt von Rom und eine neue Lehre gepredigt, wie er verfolgt und

angegriffen worden, wie er sich vertheidigt vor Kaiser und Reich, kurz die ganze Geschichte des wunderbaren, von Gott gesandten Mannes. Nun werdet Ihr wissen, daß auch in unserer Nähe, in Genf, ein solcher Mann Gottes erstanden ist; es wird Euch bekannt sein, wie der fromme und kühne Farel, ein zweiter Luther, den Baalsdienst in Genf gestürzt und die Leuchte der Wahrheit angezündet hat. Oft drang die Kunde davon zu uns über die Berge. Reisende schilderten den Mann und seine Lehre. Ja, trotz der Strenge und dem Eifer unsers Bischofs ward selbst in Aosta, auf offenem Markte, zuweilen über den neuen Glauben gestritten. Das hatte denn schon mancherlei Bedenken gegen den papistischen Glauben und eine gewisse Sehnsucht nach Erleuchtung in meiner Seele erweckt. Und als nun der deutsche Offizier mir die Geschichte von Luther erzählte und seine Lehren erklärte, seht, da konnt' ich nicht mehr widerstehen und mein Geist gab sich der Wahrheit gefangen. Und ähnlich, wie mir, ist es auch Andern ergangen. Und wären die Genfer, nachdem sie sich vor etlichen Monaten frei-

gemacht und unsern Herzog zurückgeschlagen, über die Berge gekommen und hätten die Fahne des Evangeliums und der Freiheit in Savoyen, auf dem Mont Cenis meinetwegen, aufgepflanzt, wahrlich, ich sage Euch, Herzog Karl mit seinem hoffärtigen Adel hätte wenig Getreue im Lande gefunden. Denn dieser Karl „der Unglückliche" hat auch sein Land unglücklich gemacht. Franzosen und Deutsche fechten ihre Händel darin aus und treten uns abwechselnd unter die Füße."

Er hielt wieder inne, als ob er fühlte, daß er vom Thema abgeschweift war und unwillkürlich verrathen hatte, daß seiner Hinneigung zum evangelischen Glauben denn doch einige nicht religiöse Rücksichten beigemischt waren.

„Giebt es im Thale oder in Aosta einen Prediger, der Euch im Evangelium unterweist?" — fragte Calvin.

„Wo sollte er hergekommen sein?" — versetzte der Wirth — „Aus Genf? Da müßte er, wie ein Vogel, in der Luft zu uns gekommen sein. Aus Genf ließe man keine Maus zu uns herüber, aus

Furcht vor ketzerischer Ansteckung. Nein, wir haben noch keinen, obwohl wir ihn sehnsüchtig erwarten. Aber, wenn mich nicht Alles trügt, so werden wir nun bald einen haben. Und um mein Vertrauen zu belohnen, so saget mir denn offen, seid Ihr der Mann, für den ich Euch halte?"

Nach kurzem Besinnen antwortete Calvin: „Ich bin zwar nur ein einfacher, eine Zufluchtstätte suchender Gelehrter, dabei aber der göttlichen Wahrheit so sehr ergeben, daß ich kein Bedenken trage, sie überall zu verkünden, wo man sie hören will. Daher werde ich sie auch Euch verkünden. Meinen Aufenthalt aber werde ich in Aosta nehmen, weil ich dort einen Landsmann zu finden hoffe, an welchen ich empfohlen bin."

„Gut, gut!" — sagte der Wirth, indem er sich erhob — „ich will mich nun wieder in der Gaststube zeigen, um keinen Argwohn zu erregen. Wenn Ihr nicht zu müde seid, so sprechen wir vor dem Schlafengehen noch weiter über unsere Sache." — Mit diesen Worten eilte er in's Haus zurück.

Calvin war soeben wieder in tiefes Nachdenken

versunken — er grübelte dem neuen, unverkennbaren Fingerzeige Gottes nach — als Freund Gilbert sich ihm näherte und anhob: „Ihr habt mir noch nicht gesagt, Meister, unter welchem Namen und mit welcher Eigenschaft Ihr in diesem Thale aufzutreten gedenket.“

„Ich werde natürlich den Namen Despeville behalten“ — versetzte Calvin — „Im Uebrigen wirst du gut thun, mich ganz allgemein als einen reisenden Gelehrten zu bezeichnen, der ich in der That auch bin, und nicht wieder wunderliche Fabeln über meine Kenntnisse und Fähigkeiten zu erfinden.“

„Sehr wohl, Meister Despeville. Was Eure Qualität anbetrifft, so habe ich bereits Eurem Wunsche entsprochen. Drinnen in der Wirthsstube sitzt ein dicker Pfaff', welcher hinsichtlich Eurer Person sehr neugierige Fragen an mich richtete. Ich habe ihm nun den Bescheid gegeben, daß Ihr ein großer Gelehrter wäret, der alle todten Sprachen spricht. Auch nach Aosta zöget Ihr, um wichtige sprachliche Forschungen anzustellen.“

„Ich warne dich noch einmal vor deiner Rei-

gung zur Geschwätzigkeit" — sagte Calvin mit einiger Strenge — „Abgesehen davon, daß dieselbe weit öfter Schaden, als Nutzen, bringt, sie ist auch unziemlich für einen frommen und sittenstrengen Christen."

„Verzeiht, Meister Desperille, ich mache einen Unterschied zwischen einem wirklichen Schwätzer, der, so zu sagen, nicht anders kann, als schwatzen und jederzeit ohne Plan und Ueberlegung schwatzt, und einem scheinbaren Schwätzer, welcher seiner Zunge selbst im raschesten Laufe Meister bleibt und unter dem Deckmantel der Geschwätzigkeit die Gedanken seiner Feinde belauscht d. h. sie aushorcht. Der erste ist ein Thor, welchen Verachtung trifft; der andere ist ein besonnener Mann, der um seiner guten Absicht willen Entschuldigung verdient. Tretet mir nicht zu nahe, indem Ihr mir diese Entschuldigung versagt."

Es war eine merkwürdige Eigenthümlichkeit an Calvin, daß er, der Gründer der puritanischen Strenge, der keinen Sinn für Humor besaß, der jede Spitzfindigkeit verachtete und von jedem guten

Christen ein strenges, wo möglich, düsteres Wesen verlangte, die humoristischen Spitzfindigkeiten seines Dieners jederzeit duldete, und an dessen zwanglosem Benehmen sogar Gefallen zu finden schien. Es war, als hätte er das Bedürfniß gefühlt, seine eigne düstere Weltanschauung durch den Humor dieses ihm untergeordneten Menschen zuweilen erhellt und erheitert zu sehen. Auch diesmal ließ er sich die Casuistik des Dieners gefallen und schwieg. Gilbert aber fuhr mit selbstzufriedener Miene fort: „Daß ein papistischer Pfaff' ein Feind jedes Gläubigen ist, werdet Ihr nicht in Abrede stellen. Daß ich einen solchen ein wenig auszuhorchen suchte, verdient also Entschuldigung und in Anbetracht des Resultates vielleicht gar einige Anerkennung, Meister Despeville.“

Er hielt eine Weile inne, als wollte er den Werth seiner Mittheilung durch Spannung erhöhen, und fuhr dann, Calvin näher rückend und mit leiser Stimme fort: „Es sind drei Neuigkeiten von Bedeutung, die ich durch mein „Geschwätz“ aus dem Pfaffen herausgelockt. Erstens: Der Bischof von

Aosta, Pietro Gazino, hat einen Bruder in Ferrara, welcher Capitän der herzoglichen Leibwache ist. Zweitens: Besagter Bischof ist ein wüthender Papist und hat geschworen, die Ketzerei in den Staaten Savoyens mit dem Staupbesen todt zu machen. Drittens: Besagter Bischof hält sein Augenmerk besonders auf dieses Thal gerichtet, in dessen Gemeinden sich ketzerische Symptome zeigen. Für die Richtigkeit dieser Mittheilungen möcht' ich mich darum verbürgen, weil eigentlich der Pfaffe nicht selbst, sondern der Wein aus ihm gesprochen."

Nach diesen Worten zog sich Gilbert wieder zurück und überließ Calvin seinen weiteren Betrachtungen. Da Calvin jedoch in diesen Betrachtungen von den Leuten gestört wurde, welche die Wirthsstube verließen und zum Theil noch vor dem Hause eine lärmende Unterhaltung fortsetzten, so ging er nach der für ihn bestimmten Schlafkammer und überließ sich dort wieder seinen Grübeleien. Indem er Gilbert's Mittheilungen mit denjenigen des Gastwirths zusammenhielt, gelangte er mit Hilfe seines Scharfsinns zu einem Schlusse, der ihn in große

Aufregung versetzte. Zum ersten Male in seinem Leben nämlich erkannte er den innigen Zusammenhang von Politik und Religion, und zum ersten Male in seinem Leben fühlte er sich als Staatsmann und faßte einen Gedanken, der nicht den Glauben allein zum Zwecke hatte.

Das Evangelium hatte Genf auch die politische Freiheit gebracht. Die Alpenvölker und das Volk des nördlichen Savoyens neigten sich zum Evangelium in der Hoffnung, daß das Evangelium auch sie zur politischen Freiheit führen würde. — Das war der Schluß, der ihn in so große Aufregung versetzte und den kühnen Gedanken einer großen Bundesgenossenschaft freier Völker in der Mitte Europas in ihm erweckte. Diese Bundesgenossenschaft, durch das Evangelium befestigt, durch republikanische Freiheit gehoben, im Herzen Europas, im Besitze der Alpenpässe, würde der Eifersucht der Nationen Frieden geboten und für die Ewigkeit ein unnahbares Bollwerk gegen Roms Unterdrückung gebildet haben!

Calvin zitterte bei diesem Gedanken. Seine Aufregung war so groß, daß er sie trotz seiner un-

glaublichen Selbstbeherrschung nicht bewältigen konnte. Er kniete nieder, faltete die Hände und betete. Er betete mit solcher Andacht und Inbrunst, daß er nicht merkte, wie die Thür leise geöffnet wurde, und der Wirth in die Kammer trat.

Nachdem er sein Gebet beendigt hatte, erhob er sich und, den Wirth bemerkend, sagte er, vollkommen ruhig: „Was wünschet Ihr?"

„Verzeiht, Maestro, ich habe Euch weder belauschen, noch stören wollen" — versetzte der Savoyarde — „Ich kam nur hierher, um Euch ein Anliegen vorzutragen."

„Traget es vor" — sagte Calvin.

„Meister Despeville — denn so heißt Ihr, wie ich soeben von Eurem Diener erfahren — ich bitte im voraus um Verzeihung, wenn ich eine Unziemlichkeit begehen sollte. Aber ich habe Euch sagen hören, Ihr würdet die göttliche Wahrheit verkünden, wo man sie zu hören begehrte. Und so komme ich, Euch beim Worte zu nehmen."

„Ich kann Euch nur wiederholen, daß Ihr mich jederzeit bereit finden werdet."

„Nun gut, Meister Despeville. Eben wegen der Zeit bringe ich meine Entschuldigung vor. Es ist fast Nacht, und Ihr werdet müde sein. Indeß wir sind gerade so hübsch beisammen, als hätt' uns der Herr zusammengeführt. Die Papisten sind fort, und die Luft ist rein. Die Ihr jetzt noch in meinem Hause versammelt findet, sind allesammt, gleich mir, der neuen Lehre ergeben und begierig, das Wort Gottes noch in dieser Stunde aus Eurem Munde zu vernehmen."

Jetzt erst begriff Calvin, was der Mann eigentlich wollte. Die sonderbare Zumuthung überraschte ihn indeß nur wenig. Er befand sich in einer Stimmung, welche dem Verlangen entsprach. Ein großes Ziel stand nun fest und bestimmt vor seinen Augen; und indem er dem Verlangen des Mannes genügte, näherte er sich diesem Ziele um einen Schritt!

„Gehet voran; ich werde Euch folgen!" — sagte er, schnell entschlossen — „Es ist nicht das erste Mal, daß ich beim Dunkel der Nacht das Wort Gottes verkünde."

Der Gastwirth führte Calvin in ein kleines

Gemach, welches durch zwei Kienfackeln erleuchtet wurde, und worin sich sechs Personen männlichen Geschlechts befanden. Er stellte ihn der Gesellschaft mit den Worten vor: „Hier bringe ich Euch den frommen Mann Gottes, der uns erleuchten und zum Heile der Seele führen wird!“

Calvin trat vor und begann zu sprechen. Er wies nach, wie die Lehre Christi im Laufe der Zeiten durch die römische Kirche entstellt worden. Er schilderte mit grellen Farben die Mißbräuche der letztern, die Unwissenheit, Sittenlosigkeit und Tyrannei ihrer Diener und stellte die geistige Finsterniß und die leibliche Knechtschaft der Menschen als Folgen der kirchlichen Entartung dar. Am Ende aber entwickelte er die einfachen und doch erhebenden Grundsätze des Evangeliums und deutete auf die siegreiche, unwiderstehliche Kraft derselben hin.

Nie vorher und niemals nachher hat Calvin eine Predigt gehalten, die so ganz dem Geiste des Protestantismus entsprach, als jene nächtliche Predigt im Thale von Aosta. Ein frischer, heiterer Geist durchwehte ihn in jener Nacht, und das war

der Geist der Freiheit. Der Gedanke einer nicht nur religiösen, sondern auch politischen Befreiung der Völker hatte ihn, gleich einem elektrischen Strahle, durchzuckt und sein ganzes Wesen verändert. Er fühlte sich in jener Stunde nicht mehr als biblischer Theolog allein, sondern als ein Apostel der Freiheit; er ging in jener Stunde weit über seine Bibelgläubigkeit, über sein Naturel hinaus und erhob sich zu einer Anschauung, die, hätte er sie beibehalten und weiter entwickelt, ihn weit über Luther erhoben haben würde.

Als er die Predigt beendigt hatte, nahm er Abschied von seinen Zuhörern, versprach, sie bald wieder zu besuchen, und verließ das Zimmer. Der Wirth aber, welcher ihm gefolgt war, drückte ihm die Hand und sagte: „Ich habe mich nicht getäuscht. Ihr werdet unser Farel sein. Ihr werdet uns in der göttlichen Wahrheit unterweisen und dann von dem Drucke des Adels und der Anmaßung unserer Priester befrei'n!"

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Am andern Morgen zog Calvin nach Aosta und miethete sich in einem Gasthofe ein, welchen ihm Giuseppe Bottoni, der Wirth aus dem Dorfe, empfohlen hatte. Der Zufall fügte es, daß er in diesem Gasthause jenen Franzosen traf, an welchen er von Renata gewiesen worden. Jean Tagaut, ein aufgeklärter Philosoph, hatte sich nach seiner Verbannung von Ferrara nach Genf begeben wollen, war aber durch den Krieg des Herzogs von Savoyen mit Genf aufgehalten worden und hatte sich, einen günstigern Zeitpunkt zu seiner Reise erwartend, in Aosta niedergelassen. Er begrüßte den Landsmann, der seinen wahren Namen vor ihm nicht verschwieg,

mit großer Herzlichkeit, und sonderbar! er berührte gleich bei seiner ersten Unterhaltung mit Calvin einen Punkt, welcher seit dem vorigen Tage der Mittelpunkt von Calvin's Gedanken geworden war.

„Ich muß Euch gestehen“ — so äußerte er sich — „so sehr ich über die endliche Befreiung Genfs durch die Berner erfreut bin, ebenso sehr ärgere ich mich über die Kurzsichtigkeit der Letztern. Sie haben, den mächtigen Trieben der Religion und der Ehre gehorchend, Genf befreit, das Waadtland, Gex und das Chablais erobert. War das nicht ein Fingerzeig einer großen, erhabenen Bestimmung? Wußten sie nicht, daß auch die Alpenvölker unter dem Drucke politischer und religiöser Knechtschaft schmachten? Ich sage Euch, hätten sie auf ihrem siegreichen Zuge auch die Alpenvölker zu der Freiheit der Republiken aufgerufen, wären sie dann über die Berge gekommen und hätten in Savoyen die Fahne des Evangeliums und der Freiheit aufgepflanzt, es ist gar nicht zu ermessen, was sie hätten vollbringen können, besonders wenn man noch in Betracht zieht, daß auch Frankreich Savoyen bekriegte und, wie ich be-

stimmt weiß, die Berner sogar auffordern ließ, ihm Beistand zu leisten."

Wenn man erwägt, in welche Aufregung die nämliche Idee Calvin am Abende vorher versetzt hatte, so wird man sich denken können, mit welchem Erstaunen und mit welcher innern Bewegung er die Aeußerung seines Landsmannes entgegennahm. Gleichwohl beherrschte er sich und sagte in dem Tone, mit welchem man eine gleichgültige Bemerkung hinwirft: „Vielleicht wollen die Berner nur abwarten, bis auch unter den Alpenvölkern und im Norden Savoyens die Saat des Evangeliums aufgegangen ist. Dann, wenn sie vielleicht gar um Hilfe und Beistand angegangen würden, hätten sie einen Grund sich einzumischen, wie es in Bezug auf Genf geschehen, und dann könnten sie, mit den Genfern vereinigt, nicht als Eroberer, sondern als Glaubensbrüder diesseits der Berge erscheinen und den Unterdrückten die Freiheit bringen."

Jean Tagaut blickte Calvin eine lange Weile forschend in's Gesicht. Darauf ergriff er seine Hand und sagte: „Ich verstehe Euch. Gott segne Euer

Werk. Wenn es Euch gelingt, so wird Euch die Nachwelt nicht blos einen großen Theologen, sondern auch einen Heros der Freiheit nennen!“

Wir wissen nicht genau, was sich in diesem Augenblicke in Calvin's unergründlicher Seele regen mochte. War es Aerger darüber, daß er das wichtigste Geheimniß seines Lebens so unbesonnen verrathen hatte, oder war es seine alte Schüchternheit, die sich auflehnte gegen die Zumuthung eines so kühnen Strebens; genug, er entzog dem Philosophen plötzlich und mit einer hastigen Bewegung die Hand und entgegnete in einem fast ängstlichen Tone: „Nein, nein, ich bitte Euch, mir solche weltliche Bestrebungen nicht zuzuschreiben. Ich bin ein schüchterner und menschenscheuer Gelehrter, von einem ähnlichen Zufalle, wie Ihr, hierhergeführt. Ich leugne nicht, daß ich die göttliche Wahrheit liebe und auch bereit bin, mein Leben für sie zu lassen; allein Ihr dürfet nur meine Gestalt betrachten und meine Stimme hören, um zu erkennen, daß ich nicht geschaffen bin, gleich Luther oder Farel, ein Volk zum Kampfe für den Glauben zu befeuern und zu

kühner That fortzureißen. Mein Feld ist das Studirzimmer, nicht die Tribüne, der öffentliche Platz; mein Pflug ist die Feder, nicht die Donnerstimme, die Beredtsamkeit. Ich habe weder den Muth, noch die Kraft zum Niederreißen; ein emsiger Handlanger beim Aufbau würde ich vielleicht sein."

Indem Calvin dies sagte, heuchelte er nicht; es marterte ihn wieder der alte Zweifel an seinem Beruf. Seine Aengstlichkeit war so wahr und sichtbar, daß Jean Tagaut, zartfühlend, wie er war, das Gespräch sogleich auf einen andern Gegenstand lenkte. Und seit dieser Stunde war Calvin bestrebt, die kühne Idee, die ihn, wie ein himmlischer Strahl, so plötzlich durchzuckt und erleuchtet hatte, gleichsam vor sich selber zu verbergen; und, so oft sie gegen seinen Willen wieder in ihm auftauchte, erschreckte sie ihn. — Gleichwohl unterzog er sich dem Werke der Bekehrung mit einem apostolischen Eifer. Die strengen Maßregeln des Bischofs gegen ketzerische Aeußerungen und Bestrebungen schreckten ihn nicht. Er predigte täglich in einem Dorfe des Thals und gründete in Aosta selbst eine kleine evangelische Ge-

meinde. Giuseppe Bottoni, der Gastwirth, unterstützte ihn treulich; und seinen Bemühungen hauptsächlich war es zuzuschreiben, daß Calvin's reformatorische Wirksamkeit dem Bischof nicht verrathen wurde. Der freisinnige Gastwirth war im ganzen Thale ein angesehener Mann, und Jedermann scheute sich, übel über eine Sache zu reden, in welche Bottoni verwickelt war.

Nach einigen Wochen jedoch schien Bottoni's Eifer für das Werk der Bekehrung plötzlich zu erkalten. Er besuchte nicht mehr alle Predigten Calvin's und nahm gegen den Letztern ein kühles, zurückhaltendes Benehmen an. Calvin, dem dies nicht entging, und dem sehr viel an der Anhänglichkeit eines so einflußreichen Mannes lag, besuchte ihn eines Tages und fragte ihn ehrlich um die Ursache seines veränderten Wesens.

Bottoni blickte Calvin mit seinen schwarzen Augen fest an und entgegnete: „Meister Despeville, ich will Euch Eure Frage recht gern beantworten, wenn Ihr mir zuvor eine andere beantwortet: Warum predigt Ihr nicht mehr so frisch, so fröhlich und

so frei, als an jenem Abende, da Ihr in diesem meinem Hause Eure erste Predigt bei uns hieltet und uns bewieset, daß das Evangelium die Menschheit nicht allein von geistiger Finsterniß, sondern auch von leiblicher Knechtschaft befreien würde?“

Calvin's Gesicht verrieth einige Unruhe; doch faßte er sich sogleich und sprach mit dem ihm eignen feierlichen Wesen: „Wer die göttliche Wahrheit um irdischer Vortheile willen liebt, der hat nicht den wahren Glauben. Wer sich dem Herrn hingiebt, der muß es thun von ganzem Herzen, von ganzer Seele und mit ganzem Gemüth, muß fahren lassen die Herrlichkeit der Welt und das Kreuz Christi auf sich nehmen.“

„So predigt Ihr jetzt“ — fiel der Savoyarde mit großer Lebhaftigkeit ein — „Ihr seid auch ein zu frommer und gelehrter Mann, als daß ich darüber mit Euch streiten könnte. Nur möcht' ich wissen, warum Ihr jetzt anders predigt, als an jenem Abende. Diese Veränderung muß doch einen Grund haben, Meister Despeville.“

Kein Mensch hat Johann Calvin weder vorher,

noch nachher, in einer solchen Verlegenheit gesehen, als der Gastwirth aus dem Thale von Aosta in jenem Augenblicke. Um zu lügen, war er zu stolz. Dem Savoyarden die geheimsten Falten seiner Seele enthüllen, wollte er nicht. Und hätte er's gewollt, er wäre es kaum im Stande gewesen. Daher schwieg er.

Bottoni fuhr fort: „Seht, Meister Despeville, ich hatte große Hoffnungen auf Euch gesetzt. Ich dachte, Ihr würdet uns nicht allein das Evangelium, sondern auch die Freiheit bringen. Wir schmachten unter dem Drucke eines unglücklichen Herzogs, der, weil er von Fremden getreten wird, seine Unterthanen tritt; wir schmachten unter der Habgier eines schwelgerischen, hochmüthigen Adels, und wir schmachten unter dem Joche dummer, herrschsüchtiger Priester. Wir schmachten ganz so, wie Genf einst schmachtete, ehe Farel kam und ihm das Evangelium und durch das Evangelium die Freiheit brachte. Warum thut Ihr nicht auch so, wie Farel gethan? Warum lasset Ihr nie ein Wort von Freiheit hören? Warum drückt Ihr die Gemüther zur Demuth und Zerknir-

schung herab, anstatt sie aufzurichten zu kühnem Unterfangen? Sie würden Euch alle entgegenjauchzen, während jetzt das Häuflein Eurer Anhänger nur klein ist. Ihr seid zu kalt und zu finster für unser warmes, lachendes Land. Ich sage Euch, wenn in den Gemeinden unsers Thales, wo Ihr nun seit Wochen das Evangelium lehrt, abgestimmt werden sollte, wir würden keine Stimmenmehrheit für das Evangelium haben."

„Die Macht des Glaubens beruht nicht auf der Zahl seiner Bekenner" — entgegnete Calvin.

„Die innere Macht nicht, wohl aber die äußere, Meister. Und der Schwachen, Zaghaften wegen muß der Glaube auch ein äußeres Ansehen gewinnen, wenn er Bestand und Festigkeit haben soll.

So lange das Evangelium bei uns noch mit Stäupen und Galeere bedroht ist, wird es keine Festigkeit haben. Wir könnten's aber erzwingen, daß die Drohung aufhörte. Wenn wir die Stimmenmehrheit hätten, so würden wir der Drohungen lachen. Und wollte man dann Gewalt anwenden, so könnten wir die drüben über den Bergen zu Hilfe

rufen, unsern Glauben zu schützen. Und sie würden kommen, sag' ich Euch, und alles Uebrige wäre dann leichtes Spiel. Warum sollten sich diesseits der Berge nicht auch freie Cantone bilden, wie drüben?"

Als Calvin nach dieser Unterredung nach Aosta zurückkehrte, war er eine Beute des Zweifels und der Unentschlossenheit. Noch einmal wehte ihn der Geist der Freiheit, belebend und erfrischend an, und sein strenger, düsterer Bibelglaube war in Gefahr, dem Hauche dieses Geistes zu erliegen. Dieser frische, belebende Hauch war nahe daran, das finstere Gespenst der Weltverachtung und Zerknirschung aus seiner Seele zu bannen und ihn auf die Höhe seiner Zeit zu erheben; allein plötzliche, widrige Ereignisse hemmten die innere Verwandlung und stießen ihn in seine engherzige düstere Weltanschauung zurück.

Er hatte kaum die Schwelle seiner Wohnung überschritten, da trat ihm Gilbert mit bestürzter Miene entgegen und sagte: „Meister Despeville, ich bin so frei gewesen, in Eurer Abwesenheit unsere

Sachen zu packen. Ich habe ein Gespenst gesehen, welches Unheil bedeutet.“

„Unterlaß deine Umschweife“ — versetzte Calvin unwirsch — „und berichte, was du zu berichten hast.“

„Verzeiht, Meister, ich wollte die schlimme Nachricht nicht wie einen Büchsenschuß auf Euch abknallen. Da Ihr's aber so haben wollt, so sei es: Capitän Gazino aus Ferrara ist heut morgen leibhaftig auf einem schaumbedeckten Rosse in den Hof des bischöflichen Palastes gesprengt. Ich hab' ihn mit meinen Augen gesehen. Und wenn das nicht Unheil bedeutet, so will ich allen Heiligen von Aosta die Zehen abküssen!“

Calvin selbst schien bestürzt. Er schritt nachdenklich im Zimmer auf und nieder. Dann sagte er mit seiner gewöhnlichen Ruhe: „Der Capitän ist, so viel ich weiß, ein Bruder des Bischofs. Es können ihn Familienangelegenheiten hierher geführt haben. Wie sollte er erfahren haben, daß ich hier bin?“

„Ein papistischer Bischof darf keine Familien-

angelegenheiten haben, wie Ihr wißt. Und der Satan ist ein so guter Freund der Papisten, daß er ihnen alle Geheimnisse zuflüstert, welche den Gläubigen schaden können. Hat er dem Albergati zugeflüstert, wer Ihr seid, so kann er dem Capitän auch zugeflüstert haben, wo Ihr seid."

Während Calvin noch erwog, was unter diesen Umständen zu thun sei, erschien Jean Tagaut in Begleitung eines Fremden und sagte: „Dieser Mann bringt Euch einen Brief von der Herzogin von Ferrara, der von großer Wichtigkeit zu sein scheint."

Der Inhalt dieses Briefes war folgender:

„Mein lieber Meister Calvin! Kaum waret Ihr fort, so kam der Herzog. Albergati hatte ihn, wie mir der Herzog später gestanden, durch einen Eilboten von Eurer Anwesenheit in Kenntniß gesetzt; ja, der Bube hatte ihm zu Maßregeln der Gewalt gegen Euch gerathen. Indeß, mit Stolz schreib' ich's nieder, der Herzog, mein Gemahl, verachtete die perfiden Rathschläge. Er schien erfreut, Euch schon entflohen zu finden, und nahm mir nur das feier-

liche Versprechen ab, hinfüro streng den Vertrag mit dem römischen Stuhle zu halten, da er das Uebelwollen des letztern ohnehin schon mehr, als ein Mal, empfunden habe. Einige Tage darauf aber kam ein Breve von Rom, welches den Herzog ebenso sehr erbitterte, als schmerzlich überraschte. Denn nicht nur wurde ihm darin ein Verfahren hinsichtlich Eurer zugemuthet, welches ebensowohl die Ehre des Herzogs, als den guten Ruf unsers Hofes befleckt haben würde, sondern er mußte daraus auch erkennen, daß sich ein Verräther an seinem Hofe befand. Wer dieser Verräther war, fiel ihm nach den Aufschlüssen, welche ich ihm geben konnte, nicht schwer zu durchschauen. Noch am nämlichen Tage ward Albergati aus Ferrara verbannt.

Ich wünschte, ich könnte meine Mittheilungen mit dieser nur allzu gelinden Bestrafung eines Bösewichts beschließen. Allein es scheint, daß bei dieser ehedem durch ihre strenge Tugend ausgezeichneten Nation Verrath und Tücke jetzt zu den vorherrschenden Eigenschaften gehören. Kaum war Alber-

gati fort, so stellte sich heraus, daß auch Capitän Gazino ein schändlicher Verräther war. Er rettete sich vor dem Zorne des Herzogs durch die Flucht. Da er allem Anscheine nach zu seinem Bruder, dem Bischofe von Aosta, geflohen ist, so warne ich Euch vor ihm und möchte Euch rathen, jene Gegend sobald als möglich zu verlassen, umsomehr, als der Capitän kurz vor seiner Flucht geäußert haben soll, er werde dem Herzoge von Savoyen behilflich sein, statt des Vogels, der ihm aus dem Käfig von Chillon geflogen, einen andern zu fangen!

Der gütige Gott nehme Euch in seinen Schutz und rette Euch vor den Schlingen Eurer Feinde!

Was mich anbetrifft, so führe ich ein stilles, trauriges Leben, welches mir unerträglich sein würde, hättet Ihr mir nicht ein Trostmittel von unwiderstehlicher Kraft zurückgelassen. Der Herzog, mein Gemahl, welcher das Unangenehme und Drückende seiner Lage meiner ketzerischen Gesinnung zur Last legt, bestürmt mich mit Bitten und Drohungen, den Weg des Verderbens, den ich nach seiner Meinung eingeschlagen, zu verlassen und hat mir einen Con-

troverspredigter beigesellt, der des Herzogs Bitten und Drohungen mit gelehrten Phrasen unterstützt. Aber machet Euch deshalb keine Sorge. Mein Herz hat den Herrn aufgenommen und wird ihn nimmer wieder von sich lassen.

Frau von Soubise grüßt Euch. Die treue Freundin will oder muß mich nächstens verlassen. Dann werde ich ganz allein stehen — allein mit Gott und seinem heiligen Buche der Wahrheit!

Adieu, Meister! Antwortet mir mit dem Ueberbringer dieses, der Euch hoffentlich gefunden und bei guter Gesundheit angetroffen haben wird. Ich bin und werde immerdar bleiben

Eure

wohlgeneigte Herzogin Renata."

Calvin vergaß nach Beendigung der Lectüre seine eigne gefährliche Lage. Diese Zeilen, welche ihm den Beweis lieferten, daß er die hohe Frau für immer an die Reform gefesselt hatte, erregten eine Freude in ihm, welche alle übrigen Gefühle in den Hintergrund drängte. Er setzte sich sogleich

nieder und beantwortete den Brief. Nur mit wenigen Worten gedachte er seiner selbst. Bei Weitem der größte Theil seines Schreibens enthielt Worte des Dankes und der Bewunderung, des Trostes und der Ermahnung. „Wenn die Versuchungen zu stark werden, Madame“ — so schloß er — „wenn der Antichrist mit drohendem Gebrüll gegen Euch anrückt, wenn Euch Furcht und Zagen erfassen; dann greifet getrost zu dem Worte Gottes, welches alle Stürme beschwört und zu dem Versucher sagen lehrt: Hebe dich weg von mir!“

Schon am andern Tage ging ein dumpfes Gerücht durch Aosta und durch das Thal, ein gefährlicher Ketzer, Namens Calvin, so gefährlich, als Farel, sei im Thale erschienen und bestricke und verführe die leichtgläubigen Menschen. Der Bischof werde ein furchtbares Exempel statuiren, um die Staaten von Savoyen vom Verderben zu retten.

Indeß unter den drohenden Stimmen erhoben sich auch andere, beruhigende. „Erst müssen die Gemeinden versammelt werden“ — so äußerten sie

sich — „das Recht der Abstimmung, welches sie drüben über den Bergen haben, wollen auch wir! Die Sache muß durch Stimmenmehrheit entschieden werden!“

So äußerte sich jener Geist, dessen Hauch über die Berge herübergedrungen war, jener Geist, der auch Calvin erfrischend angeweht, aber leider nicht gänzlich durchdrungen hatte.

Und vor diesem Geiste erschrak selbst der Bischof so sehr, daß er den tückischen Einflüsterungen seines Bruders, des Capitäns, kein Gehör gab. Er genehmigte die Abstimmung und schickte die Legion seiner Priester in das Thal, die Gemüther zu bearbeiten und die Abstimmung zu leiten.

Hätte jetzt Farel mit seinem Löwenmuthe und seiner Donnerstimme an Calvin's Stelle gestanden, so würde bei der Abstimmung die Reform wahrscheinlich gesiegt haben. Und hätte sie gesiegt, so wäre jene große Bundesgenossenschaft freier Völker, welche Calvin einen Augenblick träumte, vielleicht zu Stande gekommen; oder es hätte sich die in Savoyen befestigte Reform nach dem Süden zu

ausgebreitet, und es wäre im Norden Italiens ein ähnliches Reich entstanden, wie dreihundert Jahre später, in unsern Tagen — ein Reich, welches den schlaffen Süden an sich herangezogen und schon damals den Grund zu einem einigen Italien gelegt hätte.

Allein Calvin war, wie er selbst fühlte, nicht zum Volksredner geschaffen: er war ein Mann der Organisation. Seine Stunde war noch nicht gekommen; er stand noch nicht auf seinem Platze. Er hielt sich still, abwartend in seiner Wohnung. Er zeigte keine Furcht; aber er that auch nichts, die Gefahr zu beschwören. Er stützte sich auf seinen fatalistischen Glauben und war auf Alles gefaßt. Jean Tagant, der das Resultat der Abstimmung und dessen Folgen voraussah, beschwor ihn zu fliehen. „Ich bin Gottes Soldat“ — entgegnete Calvin — „und werde nur fliehen, wenn ich die Sache Gottes hier gänzlich verloren sehe.“

Plötzlich, beim Dunkel der Nacht, kam Bottoni in Calvin's Wohnung. „'s ist Alles vorbei!“ — sprach er düster — „Die Pfaffen haben gesiegt, die

Reform ist verworfen. Morgen wird man einen Verhaftsbefehl gegen Euch erlassen. Folget mir! Vor dem Thore der Stadt stehen Pferde zu Eurer Flucht bereit."

Calvin erhob sich und kleidete sich an. Er war ruhig und gefaßt. „Und Ihr? Was werdet Ihr beginnen?" — fragte er, theilnehmend, den Italiener.

„Wenn Ihr, wie ich vermuthe, nach Genf ziehen solltet, so werdet Ihr mich bald wiedersehen" — versetzte Bottoni.

„Nein, nein, nicht nach Genf!" — rief Calvin hastig — „Ich müßte blind sein, wollte ich jetzt noch nicht erkennen, daß mein Beruf die friedliche Forschung, und mein Platz das Studirzimmer ist. Genf würde mir jetzt keine ruhige, friedliche Zufluchtsstätte gewähren. Ich werde nach meiner Heimath ziehen, meine Vermögensverhältnisse ordnen und dann nach Basel zurückkehren."

„Wie Ihr wollt" — sagte Bottoni — „Was mich anbetrifft, ich werde mein Wirthshaus verkaufen und nach Genf ziehen. — Aber beeilet Euch.

Wir sind nicht sicher, daß man unsre Flucht nicht zu hindern sucht.“

Gilbert's Voraussicht hatte gute Dienste geleistet. Schon nach einer Viertelstunde war Alles zur Abreise bereit. Man begab sich zu Fuß bis vor das Thor der Stadt. Einige Freunde Bottoni's und Anhänger Calvin's warteten dort mit den Pferden.

„Lebet wohl!“ — sagte Bottoni, ehe Calvin zu Pferde stieg — „Bis zu diesem Augenblicke habe ich Euch gegrollt, weil ich glaubte, wir würden gesiegt haben, hättet Ihr nur die freie und kühne Sprache vom ersten Abend beibehalten. Doch jetzt, im Augenblicke des Scheidens, kann ich Euch nicht mehr grollen. Das Herz ist mir weich; und dann bedenke ich auch, daß die Saat, die Ihr ausgestreut, doch wohl noch aufgehen und gedeihen kann. Lebet wohl, Meister Calvin — denn ich kenne nun Euren wahren Namen, und das Thal von Aosta kennt ihn auch und wird ihn nimmer vergessen*). Ich aber

*) Man zeigt noch heut zu Aosta eine Säule von Stein mit der Inschrift: „Hanc Calvini fuga erexit anno 1541; religionis constantia reparavit anno 1741.“

gebe die Hoffnung noch nicht auf, Euch wieder zu begegnen.“

Er hielt inne und horchte. Durch die schweigsame Nacht erschallte der Hufschlag heransprengender Rosse.

„Ich dachte mir's wohl“ — sagte Bottoni — „Es wird des Bischofs Bruder, der Capitän, sein, der das ganze Unheil angestiftet hat. Er hat geschworen, Euch nicht lebendig aus dem Lande zu lassen. Ich aber schwöre beim Blute des Gekreuzigten, daß er Eure Flucht nicht hindern soll! — Rasch zu Pferde, Meister Calvin! Ein treuer Führer wird Euch bis an die Grenze von Frankreich geleiten. Fort, fort! Da sind sie schon!“

Während Calvin in Begleitung Gilbert's und des Führers davon ritt, stellte Bottoni seine Freunde quer über den Weg auf, zog eine Pistole aus dem Gürtel und sagte: „Wenn's möglich ist, so wollen wir kein Blut außer dem des Capitäns vergießen. Er aber muß sterben! Denn er hat Meister Calvin und uns verrathen. Wäre er nicht hierher gekommen, so hätte Meister Calvin das ganze Thal für

das Evangelium gewonnen, und das Evangelium würde uns die Freiheit gebracht haben. Sein Blut komme über ihn!"

Fünf bewaffnete Reiter sprengten heran. „Platz gemacht! Im Namen des Herzogs!" — rief der vorderste derselben.

Es fiel ein Schuß. Dann ein zweiter, ein dritter.

Bottoni, dessen Schuß sein Ziel verfehlt hatte, schwang sich mit der Geschicklichkeit einer Katze auf das Pferd des ersten Reiters. Ein Schmerzensschrei erfolgte, dann ein zweiter; dann sanken beide, der Reiter und Bottoni, vom Pferde herab.

„Reitet dem Flüchtling nach!" — stöhnte der Capitän, während er sich mit Bottoni am Boden wälzte.

„Reite du in die Hölle, schurkischer Papist!" — stöhnte Bottoni, indem er, seine letzten Kräfte zusammenraffend, dem Capitän noch einen Dolchstoß versetzte.

Ein dumpfes Röcheln, dann ein zweites; dann lagen sie todt neben einander.

Der Fall des Capitäns hatte die bischöflichen Soldknechte entmuthigt. Die Savoyarden waren ihnen an Zahl weit überlegen. Ueberdies war auch nach einem etwaigen Siege keine Beute für sie zu hoffen. So sprengten sie ohne langes Zögern nach der Stadt zurück.

Dreißigstes Kapitel.

In der Heimath! Nach so langer unfreiwilliger Abwesenheit! Nach so wunderbaren Schicksalen und Erfahrungen!

Vater und Mutter todt! Alles verändert und ihm entfremdet!

Hat Calvin das wehmüthige Gefühl einer Heimkehr unter solchen Umständen empfunden? Hat er das Grab der Eltern besucht und um sie geweint oder für sie gebetet? Hat er die heimathlichen Fluren, hat er seine Jugendfreunde, die Mommors, besucht und sie mit jener Rührung begrüßt, welche uns unter solchen Umständen fast Alle überwältigt?

Wir müssen Nein sagen, so seltsam es klingt. Calvin empfand nicht, wie die große Mehrheit der Menschen. In seiner Brust gab es keine weichen

Regungen. Sein Leben war, so wie ein Gedanke, auch nur ein Gefühl, und Gefühl und Gedanke waren ausschließlich seinem Glauben geweiht.

Er war gezwungen, seine Anwesenheit in der Heimath geheim zu halten. Denn noch immer war er ein Verbannter; und Lieutenant Morin in Paris würde viel darum gegeben haben, hätte ihm Jemand diesen Obersten der Ketzer überantwortet. Täglich floß in Frankreich das Blut irgend eines Märtyrers; aber Morin konnte nicht satt werden. Auch war Morin ehrgeizig. Das Opferblut, was er seinem Gotte darbrachte, sollte so edel, als möglich, sein. Für den Ruhm, einen Calvin verbrannt zu haben, wäre er im Stande gewesen, sein Leben hinzugeben.

Calvin war also genöthigt, sich still und verborgen zu halten. Gleichwohl konnte er dem Drange, für seinen Glauben zu wirken, auch in Noyon nicht widerstehen. Er predigte zuweilen im Hause seines Bruders; am Ende aber, nachdem er viele Anhänger gefunden, auch in andern Häusern von Noyon.

Und nachdem er seine Vermögensverhältnisse geordnet und seinen Entschluß, nach Basel zu ziehen, angekündigt hatte, fand sich ein Häuflein Gläubiger, welches sich bereit erklärte, ihn zu begleiten. An der Spitze dieses Häufleins stand sein Bruder Antoine und ein Sieur der Normandie, welcher das Richteramt in Noyon verwaltet hatte.

Anfang August des Jahres 1536 verließen die Auswanderer Noyon. Da der Kaiser gerade einen Angriff auf die östlichen Provinzen Frankreichs gemacht hatte, und die Lorraine voll von Soldaten war, beschloß Calvin, über Genf zu reisen.

Ehe wir ihn jedoch dahin gelangen lassen, sei es uns vergönnt, einen Blick auf diese Stadt und ihre Vergangenheit zu werfen.

Genf ist der große Marktplatz des Rhonebassins, in der glücklichsten Lage, an den Thoren von Italien, Frankreich und der Schweiz. Gelegen an dem Ufer des Lemans, welchem Voltaire vor allen See'n der Schweiz den Vorzug giebt, „in der Mitte eines Korbes von Grün", beherrscht von dem fernen, mit Eis bedeckten Mont Blanc, umgeben von den

Schlössern eines streitsüchtigen Adels, (heut freilich sind diese Schlösser verschwunden und werden durch reizende Landhäuser ersetzt) bot Genf in der Vorzeit einen Anblick, wie wohl keine andere Stadt in Europa.

Glück, Einsicht und Ehrgeiz seiner Bürger hatten schnellen Aufschwung genommen. Ihre Wohlfahrt wuchs, bis die Familie der Grafen von Genf erlosch, und die Herzöge von Savoyen ihre Güter, Schlösser und Gewalt erbten. Von da an, sagt die Chronik, hatten die in der Stadt keine Hilfe mehr, als bei Gott und bei St. Peter, dem sie damals mehr, als Gott selbst, vertrauten. Noch schlimmer kam's, als die Chorherren von Genf ihre Bischöfe aus der savoyischen Fürstenfamilie wählten. Genf bekam einen glänzenden, wollüstigen Hof, und viele savoyische Edelleute ließen sich daselbst nieder. Es schien um die werdende Republik und ihre junge Freiheit geschehen.

Allein jetzt gereichte Genf der Schweizername zum Schutz. Der Handel der Cantone ging durch diese Stadt. Die Kaufleute von Genf hatten Han-

delsfreunde in Bern und Freiburg. Die Sieger von Murten fühlten Mitleid für die reiche, aufblühende Stadt. Ermuthigt durch diese Theilnahme, schlossen die Jünglinge von Genf einen Bund. Ihr Wahlspruch hieß: „Einer für Alle!“

Als Karl von Savoyen den Genfern, um den Preis ihrer Freiheiten, die Jahrmärkte antrug, setzten es die Jünglinge durch, daß geantwortet wurde: „Lieber arm, aber mit Freiheit!“

Kam der Herzog nach Genf, so nahm ihn kein Bürger auf, und er mußte, gleich einem gewöhnlichen Reisenden, im Wirthshause absteigen. „Was haben wir mit dieser großen leeren Tasche zu schaffen?“ — sagten die Bürger.

An der Spitze der tapfern und freiheitssüchtigen Jünglinge, die sich die Kinder Genfs nannten, stand Philibert Berthelier. Er besuchte ihre Gelage und nahm ihre Sitten an. Einem seiner Freunde, Namens Pecolat, entfuhr eines Tages die Aeußerung: Der Bischof (ein Bastard von Savoyen) werde das Alter von St. Peter nicht erreichen! Auf der Folter ließ sich Pecolat den Namen

Berthelier's entreißen. Zu sich gekommen, widerrief er sein Geständniß und schnitt sich, um nicht noch einmal vor Schmerz zum Verräther zu werden, mit einem Messer die Zunge aus. Berthelier aber floh nach Freiburg, um dort Sympathien für das unglückliche Genf zu erwecken.

Bald darauf kehrte er mit Gesandten von Freiburg zurück. Die Gesandten schlugen einen Burgrechtsvertrag vor. Es entstanden zwei Parteien in Genf: die eine, welche Treue gegen den Herzog empfahl — sie führte als Abzeichen einen Hahnenkamm und erhielt den Beinamen „Mameluken" — die andere trug das eidgenössische Kreuz und erhielt den Namen „Eidgenossen".

Bei der Abstimmung siegte die Partei der Freiheitsfreunde, der Eidgenossen, und der Burgrechtsvertrag mit Freiburg ward geschlossen. Die Mameluken riefen den Herzog zu Hilfe. Karl rückte heran. Durch seinen Einfluß bei den Cantonen bewirkte er, daß Freiburg dem Vertrage mit Genf entsagen mußte. Darauf zog er, triumphirend, in Genf ein. Vor dem bischöflichen Palast fiel Ber-

thelier's Haupt. Dann ließ er foltern, enthaupten, zum Erbarmen. Die Mameluken jubelten. Schauspiele, Bälle, Turniere folgten einander. Die Bürger aber gingen traurig umher, sie trauerten um die verlorne Freiheit.

Doch unter diesen Bürgern gab es einen, den die Geschichte mit der Bemerkung schildert, daß er, reich geboren, sein Leben und Vermögen dem Vaterland opferte und so arm starb, daß seine Kinder die von ihm eingegangenen Verpflichtungen lösen mußten. Dieser Mann, Besançon Hugues, floh bei Nacht und Nebel, zu Fuß, nach Freiburg. Mit ergreifenden Worten schilderte er Genfs Noth und rührte die Herzen. Selbst Bern ließ sich hinreißen und verkündete, ohne auf die Klagen der Cantone zu achten, seinen Entschluß, den Genfer Freunden zu helfen. Hugues, nach Genf zurückkehrend, brachte einen Burgrechtsvertrag von Bern und Freiburg mit. Noch am nämlichen Tage ward er von den Genfern unterschrieben, und an diesem Tage — den 24. Februar 1526 — war Genf für die Schweiz und für die Freiheit gewonnen!

Aber der Keim dieser Freiheit ging unter Stürmen auf. Während der Herzog von Savoyen in Genf herrschte, starb der Bischof, und Karl setzte den Burgunder, Peter de la Baume, als dessen Nachfolger ein. Der neue Bischof war prachtliebend, hoffärtig und eifersüchtig auf seine Macht. Bald wurden die Herzoglichen von den Bürgern nicht weniger gehaßt, als die Bischöflichen. Und als Peter de la Baume eines Tages ein junges Mädchen entführen ließ, rottete sich das Volk zusammen und befreite es mit Gewalt.

Besançon Hugues, jetzt oberster Hauptmann der Stadt, sorgte, nachdem der Bund mit den beiden Cantonen geschlossen, und der Herzog abgezogen war, mit unermüdetem Eifer für Organisation der Verwaltung und Befestigung der Stadt. Seine große Seele elektrisirte Alles. Die Mameluken flüchteten sich, und bald gab es nur noch eine Partei in der Stadt. Man setzte nach dem Muster der schweizerischen Städte einen Rath der Zweihundert ein und verabredete sich, nicht mehr weder vor dem Vizthum, welches den Herzog repräsentirte, noch vor

dem bischöflichen Hofe zu klagen. Als aber der Bischof das junge Mädchen hatte entführen lassen, begab sich ein Syndic zu dem Prälaten und verlangte unumwunden die Abtretung der Gerechtigkeitspflege an den Rath.

Peter de la Baume flüchtete sich aus der Stadt, und seine Flucht machte der Herrschaft der gemäßigten Partei ein Ende. Die Bewegungsmänner feierten ihren Triumph. Das herzogliche Wappen an dem Bizthumspalaste ward abgerissen und in die Rhone gestürzt. Den Kirchenbann verspottete man durch einen närrischen Umzug. Die Güter der geflüchteten Mameluken zog man ein.

Allein diesem Gewitter kam ein anderes entgegen.

Die Umgegend von Genf war, wie schon erwähnt, mit Schlössern bedeckt. Die Bewohner derselben, die Edelleute, hielten zusammen. Schon lange ergrimmt über den „hochmüthigen Geist der Krämer von Genf" und gereizt durch die Mameluken, welche sich zu ihnen geflüchtet hatten, schlossen

sie einen Bund, an welchem sich auch die Bischöfe von Lausanne und Genf betheiligten.

Einst als sie beim Schmause zusammensaßen und ausgelassen über die Genfer schmähten, hob Einer seinen Löffel empor und rief: „So gewiß ich diesen Löffel halte, werden wir Genf noch verschlucken!“ — Sogleich legten Alle ihre Löffel kreuzweise zusammen, und so entstand der Bund der „Ritter vom Löffelbunde“. Den „Kindern Genfs“ standen die „Kinder des Adels“, „die Löffelritter“ feindselig gegenüber.

Die Löffelritter warteten nur auf ein Zeichen vom Herzoge, um loszuschlagen. Allein Karl hatte Furcht vor den Cantonen, und versuchte Spaltung unter denselben zu bewirken. Seine Gesandten spendeten Geld und gaben Feste in allen Cantonen. Er gewann sogar den Einfluß des Kaisers und des Königs von Frankreich für den Plan, den Burgrechtsvertrag mit Bern und Freiburg, den Genf geschlossen hatte, durch die Tagsatzung zerstören zu lassen. Es folgten Conferenzen auf Conferenzen, alle jedoch erfolglos. Besançon Hugues war überall

gegenwärtig und verwandte, was ihm an Einfluß und Vermögen geblieben, für die Sache des Vaterlandes.

Ein volles Jahr verstrich. Der Adel schäumte vor Ungeduld. Endlich des langen Wartens müde, stürzte er sich mit seinen Söldnern auf Genf.

Noch ein Jahrhundert früher entschieden wohl einige in Eisen gehüllte Ritter das Schicksal einer Schlacht; aber die Waffen hatten gewechselt, und Sieg und Enthusiasmus waren auf andere Truppen übergegangen. Genf leistete raschen und tapfern Widerstand, und kaum waren die Berner Truppen zur Vertheidigung Genfs in's Feld gerückt, so stob der Adel mit seinem Schwarme von Abenteurern auseinander. Plündernd und verheerend, nach der grausamen Sitte des Jahrhunderts, rückten die Berner heran; die Schlösser des Adels loderten in Flammen auf; ohne auf einen Feind zu stoßen, gelangten die Eidgenossen nach Genf.

Allein Genf war nach diesem Siege nicht besser daran, als vorher. Es mußte die Kosten des Krieges zahlen und hatte doch keinen wahren Frieden.

Der Herzog gab den Gedanken nicht auf, Genf zu überfallen; und Neckereien und Scharmützel begannen wieder. Unterhandlungen führten zu nichts.

So blieben die Sachen, bis in Genf eine Revolution sich Bahn brach, welche in kurzer Zeit Religion, Politik und Sitten der Republik gänzlich umgestaltete.

Am 26. September 1532 kehrten drei Reisende im Gasthause zum persischen Thurm in Genf ein. Diese drei Männer waren Farel, Olivetan und Saunier, welche von einer religiösen Versammlung der Waldenser zu Angrogne zurückkehrten. Farel, von einigen anwesenden Genfern in ein Gespräch gezogen, nannte seinen Namen, der bereits in der ganzen Schweiz bekannt war; und aufgefordert, eine Predigt zu halten, entsprach er dem Verlangen mit jener hinreißenden Beredsamkeit, welche bisher an allen Orten, wohin er gekommen, dem Evangelium zum Siege verholfen hatte. Am andern Tage wiederholte sich die Zusammenkunft und die Predigt. Da erschienen Priester und führten Farel unter Beschimpfungen vor den bischöflichen Rath.

„Komm her, du böser Teufel!“ — riefen sie — „Warum ziehest du herum, die ganze Welt durcheinander zu werfen? Warum willst du unsere Stadt verwirren?“

Farel antwortete: „Hier bin ich, bereit, euch Rechenschaft von meinem Glauben zu geben.“

„In die Rhone mit diesem Luther!“ — riefen Priester und Volk. Sie schlugen ihn um die Wette, bis es einem Syndic gelang, ihn ihren Händen zu entreißen. Man brachte ihn auf ein Schiff, welches ihn bei Lausanne an's Land setzte.

Aber Farel trug Genf in seinem Herzen mit sich. In Grandson traf er einen jungen Prediger, Namens Froment, an. Er überredete ihn, nach Genf zu gehen und das Evangelium zu predigen. Froment gehorchte. Er ging nach Genf und eröffnete eine Schule, worin er Junge und Alte das Lesen und Schreiben in einem Monat zu lehren versprach. Die Schule füllte sich. Die Kinder brachten ihre Eltern mit. Froment erklärte ihnen die heilige Schrift. Am Neujahrstage 1533 drängte sich eine solche Menge in den Saal, wo Froment

predigen sollte, daß er selbst nicht hinein zu gelangen vermochte. „Auf den Molard! Predigt uns das Wort Gottes auf dem Molard!“ — schrieen Alle.

Von der Menge getragen, stieg Froment auf den Stuhl eines Fischweibes, winkte Stille mit der Hand und begann zu predigen, da eilten bewaffnete Priester herbei. Froment wollte dennoch fortfahren. Allein seine Anhänger zogen ihn von dem Stuhl herunter und schafften ihn aus der Stadt. Am folgenden Morgen aber ward von dem Rathe verkündigt, daß in Genf bei Strafe, dreimal gewippet zu werden, das Predigen verboten sei.

Als nun kein Freund des Evangeliums mehr seine Stimme erheben durfte, begaben sich einige der von Froment Bekehrten nach Bern, den Schutz der Republik anzuflehen. Die gnädigen Herren von Bern schrieben an den Rath von Genf, sie forderten als Bedingung ihrer Freundschaft, daß sie die Predigt des Evangeliums nicht hinderten.

Als dadurch der Rath schwankend geworden, zogen die Priester die Sturmglocke, riefen: „Nieder mit

den Lutherischen!“ — und stürzten bewaffnet und von aufgereizten Banden begleitet nach dem Molard. Das Geschütz ward aufgepflanzt, die Büchsen wurden geladen, die Hellebarden waren bereit einzuhauen. Man wollte keinen Lutheraner entkommen lassen.

Die Reformirten, etwa sechzig an der Zahl, Baudichon und Claude an der Spitze, schaarten sich zusammen. „Wenn Gott für uns ist, wer mag wider uns sein?“ — sagten sie, ihr kleines Häuflein überschauend.

Der Angriff geschah. Die Reformirten empfingen ihre Feinde mit gewaltigen Schwertern und drängten sie zurück. Zum Glück waren Freiburger in der Stadt und redeten zum Frieden. Es kam ein Vergleich zu Stande. Froment kehrte wieder zurück. Die edelsten Patrioten schlossen sich der Sache des Evangeliums an.

Da ließen die Katholiken den berühmten Prediger Furbity, Doctor der Sorbonne, nach Genf kommen, „um den Kaminpredigern das Maul zu stopfen.“

In der St. Peterskirche donnerte Furbity gegen die Ketzer. „Wo sind sie?“ — rief er am Schluß — „diese schönen Prediger! Warum zeigen sie sich nur an Orten, wo sie Unwissende und arme Weiber berücken können?“

Da stand Froment mitten in der Versammlung auf und antwortete dem Doctor der Sorbonne und bot sich zum Tode dar, wenn sein Gegner ihm Irrthümer aus der Schrift beweisen könnte.

„Antwortet ihm doch!“ — tönte es in der Menge.

Furbity blieb stumm.

Da übernahmen die Priester die Antwort, indem sie ihre Degen entblößten und schrieen: „In die Rhone mit dem Lutheraner! In die Rhone!“ — Und sie hätten Froment ermordet, hätte sich nicht Baudichon mit seinem großen Schwerte vor ihn gestellt und gerufen: „Ich tödte den Ersten, der ihn berührt!“

Nach dieser neuen Gewaltthat begaben sich Froment und Baudichon nach Bern und erzählten den

gnädigen Herren der Republik, wie es in Genf zugehe.

Die Herren von Bern nahmen sich die Sache zu Herzen, gaben Baudichon Briefe an die Räthe mit und beauftragten Farel, Baudichon zu begleiten.

Die Rückkehr Farel's erzeugte neuen Tumult. Der Löwenmuth und die Donnerstimme dieses Mannes waren den Katholiken bekannt. Es leuchtete ihnen ein, daß, wenn Farel in Genf bliebe, die heilige Jungfrau würde fliehen müssen. Wieder schaarten sie sich zusammen und schworen, ihren Glauben bis zum Tode zu vertheidigen.

Da erschienen plötzlich bernische Gesandte und brachten den salbungsvollen Prediger Viret mit. Der Tumult wurde beschwichtigt; denn hinter den Gesandten reckte der mächtige Arm der Herren von Bern hervor. Die Gesandten beklagten sich, daß sie durch Furbity beschimpft worden seien. Furbity wurde gezwungen, seine Sache in einer öffentlichen Disputation zu vertheidigen. Er trat mit Farel in die Schranken und wurde derart geschlagen, daß der Rath seine Hand von ihm abzog, und ihn, als

er nicht widerrufen mochte, in's Gefängniß warf. Farel aber ward von den Reformirten in's Kloster der Franziscaner geführt, und an dieser Stätte predigte er im März 1534 öffentlich das Evangelium. Und von nun an gewann die Reform von Tage zu Tage einen größern Anhang in Genf.

Der Herzog von Savoyen aber glaubte bei dieser Lage der Dinge seine Absichten auf Genf endlich durchsetzen zu können und durchsetzen zu müssen. Die Katholiken der Stadt waren fast alle auf seiner Seite, hatten sich heimlich bewaffnet und einige hatten versprochen, ihm Genf zu überliefern. Die flüchtigen Mameluken, der waadtländische Adel, die Savoyarden machten sich auf. Auch der Marschall von Burgund, Bruder des Bischofs von Genf, rückte mit 6000 Mann heran. Alles war auf den 31. Juli 1534 verabredet.

Zwar wurde der Verrath entdeckt, die Verschworenen wurden festgenommen. Allein Genf blieb von allen Seiten eingeschlossen. Seine Felder wurden verwüstet, die Stadt ward mit dem Interdicte belegt; der Papst bestätigte den Bann.

Die Prediger waren es, welche den Muth der Belagerten in dieser schlimmen Lage aufrecht erhielten. Die Soldaten, anstatt, wie früher, ein wüstes Leben zu führen, hörten die Predigten Farel's, Viret's oder Froment's an. Die Bürger, wenn sie zur Predigt gingen, stellten ihre Büchsen im Tempel ab. Wurde Allarm geschlagen, so verließen sie still die Versammlung und traten auf ihre Posten.

Als die Priester sahen, daß die Reform in Genf trotz aller äußeren Gefahren der Stadt immer weiter um sich griff, wandten sie eins ihrer äußersten Mittel an. Eine von ihnen in das Haus der Prediger geschaffte Magd vergiftete die Speisen. Der Zufall fügte es, daß Viret allein von dem vergifteten Gerichte genoß. Zwar ward sein Leben gerettet; doch hat er bis zu seinem Tode an den Folgen der Vergiftung gelitten.

Unbeschreiblich war der Unwillen gegen die runden Mützen; und ihre Schandthat diente nur dazu, das Ansehn und den Einfluß der Prediger zu erhöhen. Bald mußte sich der vorsichtige Rath dazu verstehen, eine öffentliche Disputation anzusetzen.

Die Prediger erschienen, die Wahrheit ihrer Lehre noch einmal zu beweisen. Aber von ihren Gegnern erschien keiner. Nunmehr war der Sieg der Reform völlig entschieden; und selbst der schüchterne Rath konnte nicht länger den gewaltigen Wogen der Revolution widerstehen. Ein Edict vom 27. August enthielt das Gebot, Gott nach dem Evangelium zu dienen und in Zukunft keinerlei papistischen Götzendienst mehr zu üben.

Aber während sich im Innern der Stadt die Reform also befestigte, wüthete außerhalb ihrer Mauern ein entsetzlicher Raubkrieg. Eine Meile von Genf, auf einem von der Rhone umspielten Hügel, stand das Schloß Peney, das dem Bischof gehörte.

Peter de la Baume hatte es den flüchtigen Mameluken und Edelleuten überlassen. Von diesem Schlosse aus übten diese ihre Wuth gegen die Genfer aus, mähten die Felder der Bürger und plünderten die Meierhöfe. Der Herzog zog heran. Die Walliser boten ihm ihre Hilfe an. Die ausgewanderten Priester predigten einen Kreuzzug

gegen die mit dem Interdict belegte Stadt. Die Freiburger, die gut katholisch waren, hoben den Burgrechtsvertrag mit den Ketzern auf. Bern aber, die einzige Hoffnung der Genfer, blieb jetzt taub gegen das Flehen der verbündeten, unglücklichen Stadt. Denn Bern fürchtete für sich selbst. Der Kaiser war siegreich aus Tunis zurückgekehrt und bedrohte laut die europäischen Freiheiten. Er schickte den Cantonen Befehle; er forderte sie auf, Genf zur Erfüllung seiner Pflichten gegen das Reich, gegen den Herzog von Savoyen und gegen den Bischof anzuhalten.

Genf schien verloren. Schon mangelte das Holz, das Salz; das Getreide mußte bald ausgehen. Und dennoch erhöhte jeder Tag der Bürger Muth und Begeisterung. Die tolle Stadt, welche durch ihr genußsüchtiges, ausgelassenes Leben bekannt war, gürtete sich jetzt wie eine Amazone; sie vollendete die Schleifung ihrer Vorstädte und verschanzte sich mit Wällen. Die Soldaten unterzogen sich der Zucht und Ordnung. Der Charakter veredelte sich. Der Uebermuth des patriotischen Auf-

schwungs reifte zu einem ernsten, männlichen Geiste. Man war entschlossen, die Freiheit und das Evangelium zu behaupten oder zu sterben. Auf das Geld, welches man für die Kriegsleute schlagen ließ, prägte man auf der einen Seite die Worte: „Nach Finsterniß Licht!“ — auf der andern: „Unser Gott kämpft für uns!“ — Die Schildwachen auf den Wällen riefen einander zu: „Der Ewige ist unser Schutz; der Ewige vermag Alles!“

Gerade als sich Genf in dieser Lage und in dieser Stimmung befand, traf Herr von Verey, ein französischer Gesandter, dort ein. Franz I., der schon längst mit dem Plane umging, sich des Hauses Savoyen zu bemächtigen, glaubte jetzt, daß der günstige Zeitpunkt gekommen. Er ließ den Genfern Schutz und Hilfe versprechen und verlangte dafür nichts weiter, als das Begnadigungsrecht, welches früher der Bischof gehabt hatte.

Zu gleicher Zeit befand sich auch ein Abgesandter Berns in der Stadt. Der hörte Alles, was vorging, und warnte die Genfer, dem Franzosen doch ja nicht zu trauen.

„Es liegt in Eurer Hand" — antwortete ihm ein Mitglied des Raths — „Wenn Ihr Euch nicht beeilet, so werden die Herrn von Bern zu spät kommen. Sind die Franzosen einmal im Lande, so wird man sie nicht mehr herausbringen können."

Das wirkte. Am folgenden Morgen reiste der Berner ab und unterrichtete die Excellenzen von der Lage der Dinge. Die Stunde war gekommen, einen Entschluß zu fassen. Bern appellirte an sein Volk; das Volk stimmte für den Krieg zu Gunsten des Evangeliums. Man sandte dem Herzoge von Savoyen den Absagebrief, und am 1. Februar 1536 fand der Auszug statt.

Es ist hier nicht der Ort, den Feldzug zu beschreiben. Das Berner Heer drang siegreich vor. Die Städte des Waadtlandes öffneten sich ihm. Die Genfer selbst, ermuthigt durch die Nachricht von der nahenden Hilfe, fielen aus, schlugen die Belagerer und nahmen die Schlösser. Am 2. Februar zog das Berner Heer in das befreite Genf ein.

Die spätere Eroberung von Chillon und die Befreiung Bonivard's sind uns aus der Erzählung

der Herzogin Renata bekannt. Wir fügen nur noch hinzu, daß das Berner Heer, von Chillon zurückkehrend, nach Lausanne zog und dieses Bisthum im Namen der Berner Regierung in Besitz nahm.

In Genf aber sah es nach seiner Befreiung übel aus. Das Herz seiner Söhne war in den langjährigen Kämpfen trotzig geworden, ihr Arm zu rascher That bereit. Die Zügel entfielen der Hand der Väter des Vaterlandes. Bald verwüstete Baudichon mit bösen Gesellen die Landschaft. Bald ließ Balthasar ohne weitern Prozeß einen Verbannten erdrosseln. Perrin, Philippe und alle die stolzen Kinder Genfs schienen der Reform nur gefolgt zu sein, um durch sie zur Unabhängigkeit zu gelangen. Es bildete sich eine Faction, von Farel Libertiner genannt, welche in wüstem Freiheitstaumel alle Sitte vergaß, und die Prediger verspottete, wenn sie von Lastern und von Zucht und Sitte sprachen. Farel erlag fast seiner Aufgabe. Er war kein Mann des Aufbaues, der Organisation. Viret und Froment waren es auch nicht. Wo sollte Genf einen Mann hernehmen, diese wilden, gäh-

renden, schäumenden Kräfte zu bändigen und unter das Gesetz der Zucht und Sitte zu bringen? — Dieser Mann zog eben, an dem Abende eines Augusttages 1536, in die Stadt ein.

Am Abende des genannten Tages hielt ein Wagen von dürftigem Ansehn vor einem Gasthause Genfs. Aus dem Wagen stieg ein junger Mann von etwa 27 Jahren, einfach gekleidet, mit bleichem Gesicht, schwarzem, glänzendem Auge, und spitzem, schwarzem Bart à la Franz I.

Zufällig ging Viret an dem Wirthshause vorüber, als der Fremde ausstieg. Er betrachtete denselben mit forschendem Blick, eilte dann zu Farel und sagte: „Wenn mich nicht Alles trügt, so befindet sich Calvin in den Mauern unserer Stadt. Eben sah ich vor dem Wirthshause zum schwarzen Bären einen Fremden aussteigen — einen jungen Mann von zartem Körper, gelblichem Gesicht, schwarzem und spitzigem Barte und einem so durchdringenden Blicke —“

„Das ist kein Anderer, als der Verfasser der Institutionen!“ — unterbrach ihn Farel, ergriff seinen Hut und eilte nach dem bezeichneten Gasthause.

Und da standen sie denn einander gegenüber, die beiden merkwürdigen Männer. Aus dem Knaben, den Farel einst gesegnet, war ein Mann geworden, der, wie Farel selber, eine göttliche Sendung zu haben glaubte.

„Du bist Calvin?“ — fragte Farel.

„Ich bin's“ — antwortete Calvin.

„Gott sei gelobt, daß du gekommen bist!“ — rief Farel, indem er ihm die Hand drückte — „Ich erliege fast und bedarf der Hilfe.“

„Ich bleibe nicht hier“ — versetzte Calvin hastig — „Ich werde nur nächtigen in dieser Stadt. Das Ziel meiner Reise ist Basel.“

„Das Ziel deines Lebens soll der Sieg der göttlichen Wahrheit sein“ — sagte Farel — „und hier ist das Feld, diesen Sieg zu erringen. Die großen Grundsätze, die du in deinen Institutionen aufgestellt, kannst du bei uns verwirklichen helfen. Schon

habe ich angefangen, einige derselben in Ausführung zu bringen. Denn du hast Recht: Es ist von geringem Nutzen, das Evangelium in den Kirchen zu predigen, in den Schulen zu lehren, wenn die Reform nicht in strengerer Zucht erstarkt und die heiligen Gebote auch im Leben zur Herrschaft bringt. Aber allein bin ich zu schwach. Froment ist fort. Viret ist zu sanft und zu honigsüß. Die Libertiner verspotten unsere Ermahnungen, lachen unserer Strenge. Der lange Krieg hat sie wüst und zügellos gemacht. Diese Stadt, so lange durch die Gnade Gottes beschützt und so wunderbar von geistlicher und weltlicher Tyrannei gerettet, wird durch den Leichtsinn und Uebermuth ihrer Bürger zu Grunde gehen, wenn es uns nicht gelingt, ihren leichtfertigen, rebellischen Sinn unter ein kirchliches Gesetz und unter kirchliche Zucht zu beugen."

„Du täuschest dich in mir" — versetzte Calvin — „Ich bin kein Mann der That. Ich bin ein schüchterner, menschenscheuer Gelehrter. Ich würde dir schlechte Dienste leisten."

„Gott allein weiß, wessen du fähig bist. Oft kommt die Kraft erst während der Arbeit, so wie der Hunger während des Essens. Ich kann mir nicht denken, daß dir Gott so große, herrliche Gedanken verliehen haben sollte, ohne die Fähigkeit, sie zur Ausführung zu bringen. Aber auch wenn du wirklich kein Mann der That bist, schon wegen deiner Geistesgaben bist du berufen, mir zu helfen an dem großen Werke der Bekehrung. Eben wieder steht uns ein großer Geisteskampf bevor. Bern hat in Lausanne sein Reformationsedict verkündet. Die Geistlichkeit bewegt Himmel und Erde, hat an den Papst, an den Kaiser geschrieben. Da hat denn Bern eine große Untersuchung über die Religion veranstaltet. Priester, Mönche und Prediger sind eingeladen und sollen öffentlich Rechenschaft ablegen von ihrem Glauben. So machten es in den alten Zeiten die Könige in Israel, bevor sie die Gräuel des Götzendienstes zerstörten. Sie versammelten das Volk, wandten sich an den Gott des Himmels, und Gott entschied für sie auf wunderbare Weise. — Und so sollst auch du mit gen Lau-

sanne, um nach deinen Kräften die Entscheidung zu Gottes Ehre herbeizuführen."

Calvin schüttelte den Kopf und sprach: „Es thut mir leid, edler Farel, deinem Drängen widerstehen zu müssen. Ich fühle zu lebhaft, daß ich keinen Beruf habe, auf die Bühne der Oeffentlichkeit zu treten, als daß mich selbst deine Bitten verführen könnten. Ich bedarf des Friedens, der Zurückgezogenheit, der Ruhe."

„Der Ruhe!" — fuhr ihn Farel mit flammendem Auge und seiner Donnerstimme an — „Daß sie Gott verfluche, deine Ruhe, wenn du uns in einer so großen Noth nicht helfen willst! Es möge der Friede, den du ferne von Jesus Christus suchst, unablässig vor deinen Schritten entweichen!"

Wie die Stimme vor Damaskus die Seele des Paulus durchdonnerte, so trafen diese Worte Calvin's Gewissen. Er glaubte von der Hand Gottes geschüttelt worden zu sein. Er ließ das Haupt auf die Brust herabsinken, wie zum Zeichen der Unter-

werfung. Darauf sagte er mit leiser Stimme: „Nicht deine Gründe, deine Ermahnungen haben gesiegt, sondern deine schreckliche Beschwörung. Ich werde bleiben.“

Einunddreißigstes Kapitel.

Wenige Tage nach dieser Unterredung begann Calvin schon seine Vorlesungen über Theologie. Die Herrn von Genf verfügten, daß „dieser Franzose, Calvin oder Cauvin" (sie wußten seinen Namen noch nicht auszusprechen), der in St. Peter Vorlesungen halte, in der Stadt bleiben, und daß für seinen Unterhalt gesorgt werden sollte. Als Gehalt wurden ihm sechs Sonnenthaler bewilligt.

Calvin hielt also seine Vorlesungen, welche großen Beifall fanden. Man bewunderte seine eigenthümliche Sprache und seinen scharfen Geist. Sogar die Libertiner begegneten ihm anfänglich mit Wohlwollen. Der junge Mann von so schwacher Gesundheit und so zarter Stimme schien eher geeignet, ihr Mitleid, als irgend eine Besorgniß in

ihnen zu erregen. Das Einzige, was sie an ihm tadelten, war seine intime Freundschaft mit Farel.

Calvin benahm sich auch in der That sehr vorsichtig und zurückhaltend. Er beobachtete die Menschen und Verhältnisse. Er erkannte, daß sich in Genf bereits die Freiheit und der Glaube getrennt hatten, daß sich dieselben als feindselige Mächte gegenüberstanden. Auf welche Seite er sich stellen würde, darüber war er einig mit sich; aber dennoch äußerte er sich höchstens gegen Farel.

So vergingen sechs Wochen, und die Disputation von Lausanne wurde eröffnet. Das Waffengeräusch hatte sich entfernt; der Herbst war prachtvoll. Es schien, als ob Natur und Menschen auf die religiöse Feier sich sammelten.

Es wogte das Volk nach dem Tempel, dem Werke einer Zeit, in welcher selbst der Aermste sein Scherflein zur Verherrlichung des Gotteshauses beitrug. In ihrer ernsten Größe erhob sich die Kathedrale, wie die Königin des Landes, auf ihrem prächtigen Fußgestell. Kein fremdartiges Gebäude störte den Anblick ihrer Majestät. Das Kloster

verbarg sich hinter dem Chor. Auf einer breiten und steilen Treppe gelangte man, zwischen Rasen und den Kreuzen des Kirchhofes, zur Pforte der zwölf Apostel. Bald füllte sich dieser Zugang mit Abgeordneten, Priestern, Predigern, Zuhörern.

Von Seiten der Reformirten sah man Farel, Viret, Calvin heranschreiten. Sie erzählten den Abgeordneten von Bern, daß sie ohne ihr starkes Geleit unter den Streichen von Mördern gefallen wären. „Ist Keiner verwundet?" — fragte einer der Abgeordneten. — „Gott hat uns nicht gewürdigt, für seine Sache zu leiden" — antwortete Calvin.

Eine unzählbare Menge füllte die Kirche. In den meisten Gesichtern war eine ängstliche Spannung ausgedrückt. Einzelne Gruppen aber blickten an dem Gebäude hinauf und betrachteten traurig das Gold, die Gemälde, das reiche Bilderwerk und all den Schmuck, den es noch trug. Die Bilder der Jungfrau und der Heiligen waren von den Chorherrn entfernt worden. Kaum durften diese ehrwürdigen Väter, welche noch jüngst so stolz durch

diese Hallen geschritten waren, ihre trüben, sorgenvollen Gesichter erblicken lassen.

In der Mitte der Kirche war der zur Disputation bestimmte Raum. Hinter den Predigern nahmen die Abgeordneten von Bern Platz. Ihre schwarzen Wämmser mit rothen Einfassungen und die Federbüsche, die von ihren breitkrämpigen Hüten winkten, zeichneten sie vor allen Anwesenden aus.

Die vier Präsidenten, die Doctoren Grand und Fabri, und vier Notare saßen im Hintergrunde, in der Nähe des Altars.

Farel eröffnete die Disputation, indem er das Dogma vortrug, welches alle Reformirten als die Grundlage des Christenthums betrachteten, das Dogma von der Rechtfertigung durch den Glauben. Darauf schritt ernst das Corps der Stiftherrn vor. Sie protestirten und beriefen sich auf eine allgemeine Kirchenversammlung.

„Ach so!" — rief Farel — „Eine heilige Kirchenversammlung, auf welcher der Papst und die Cardinäle ihre Befehle decretiren und diejenigen, welche ihnen Vernunft und Schrift entgegen-

halten, den Flammen übergeben!" — Darauf überflog er mit durchdringendem Blick die Versammlung und forderte die Gegner zum Kampfe heraus.

Nur drei traten hervor; merkwürdiger Weise aber war kein Priester unter ihnen. Ein Arzt, ein Schulmeister und der Hauptmann der städtischen Jugend übernahmen es, den Fehdehandschuh aufzuheben. Farel und Viret antworteten ihnen. Calvin ergriff ein einziges Mal das Wort. Aber was er sprach, traf wie der Blitz.

Eine gänzliche Stille hielt einen Augenblick an, ehe sich die Versammlung von ihrer Ueberraschung erholt hatte. Nie hatte sich Feinheit mit größerem Ernste, eine geistvolle Auffassung mit einer mächtigern Dialektik gepaart. Die französische Sprache gewann in Calvin's Munde eine Schärfe, eine Schönheit und eine Klarheit, die bisher unbekannt gewesen. Man hörte eine Stimme unter den Gelehrten, welche sagte: „Der ist unser Aller Meister!"

Ein Franziscaner trat hervor, zog sein Ordensgewand aus und erklärte, daß er, dem heiligen Geiste, der aus dem Munde dieses Mannes ge-

sprochen, gehorche und kein andres Haupt der Kirche mehr anerkenne, als Christus.

Calvin trat zurück und schien erschreckt von dem Eindrucke seiner Worte. Man sah die Muskeln seines Gesichtes zucken; und als Farel an ihn herantrat und ihn beglückwünschte zu seinem Erfolge, sagte er in gedämpftem Tone: „Ich werde nun nicht mehr zittern vor meinem Beruf!“

Wir übergehen die weitere Disputation, an welcher Calvin nicht mehr theilnahm. Das Resultat war, daß die Chorherrn dem Rathe von Bern die Schlüssel der Kirche überreichen mußten und daß viele von den anwesenden Gemeinden Prediger begehrten, welche ihre Augen dem Lichte öffnen sollten. Die von Cülly nahm Viret mit sich, und so kehrten Farel und Calvin allein nach Genf zurück.

Wir wissen nicht, war es der Erfolg seines öffentlichen Auftretens zu Lausanne, oder war es der Umstand, daß man ihn nach seiner Rückkehr von Lausanne auch als Prediger anstellte; eines

von beiden oder beides brachte in Calvin's Wesen eine vollständige Umwandlung hervor. Es schien, als wäre plötzlich ein andrer Geist über ihn gekommen. Jede Spur von Schüchternheit und Zaghaftigkeit an ihm verschwand. Jene unbeugsame Energie, welche er bisher nur in seinen Schriften geoffenbaret, trat jetzt auch in seinem Wesen hervor. Er zitterte in der That nicht mehr vor seinem Beruf. Seine Stunde schien gekommen.

„Es ist Zeit, den Kampf mit den Libertinern aufzunehmen" — sagte Calvin eines Tages zu Farel — „Die Reform steht am Rande eines Abgrundes. Nur unnachsichtige Strenge kann diese verstockten Sünder zur Sitte und Ordnung führen. Neben dem Worte gehört auch die Zucht zu den Waffen der Kirche. Um die Barbaren zu besiegen, führte Marius zuerst Disciplin und Gehorsam unter den Legionen ein."

„Was ist das für ein Geist, der plötzlich über dich gekommen?" fragte Farel mit freudigem Erstaunen.

„Ich weiß es selbst nicht" — versetzte Calvin

— „Ich fühle nur einen unwiderstehlichen Drang in mir, das furchtbare Gebrechen, woran die Bevölkerung Genfs leidet, zu heilen, zu heilen durch eine Kur, welche der Größe des Uebels entspricht. Dieses Volk ist in Ueppigkeit und Laster versunken. Der Keim dieser Laster ist die Genußsucht, das Vergnügen. Wir müssen den bösen Keim ersticken — durch Zucht, durch strenge, unnachsichtige Zucht!"

„Du weißt wohl, was ich in dieser Beziehung schon gethan" — sagte Farel — „allein du siehst, mit welchem Erfolg. Die Räthe, die mich nachdrücklich unterstützen sollten, halten den Zügel des Staates mit zitternder Hand."

Calvin war so sehr in Nachdenken versunken, daß er auf diesen Einwand nicht achtete. Er fuhr fort: „Mit der Kirchenzucht allein aber können wir uns nicht zufrieden stellen lassen. Das Volk muß ein klares Bekenntniß seines Glaubens ablegen und schwören, dem Worte Gottes unterthan zu sein. Wer den Schwur bricht, verfällt dem Kirchenbann!"

„Die Libertiner, die Papisten und Anabaptisten

werden den Eid nicht schwören" — versetzte Farel — „du kennst diese Trotzköpfe nicht!"

Calvin's Züge verriethen eine Energie, welche selbst Farel imponirte. „Ich sage dir" — rief er mit erhobener Stimme — „es muß also geschehen! Ich werde sogleich in den Rath gehen und meine Anträge stellen. Werden sie nicht angenommen, so verlasse ich Genf. Durch eine mächtige Mahnung hast du mich hier zurückgehalten. Ich sah in deiner Beschwörung eine göttliche Weisung und blieb. Aus dieser Weisung aber geht mir eine zweite hervor: die heiligen Gebote Gottes in dieser Stadt zur Herrschaft zu bringen! Ist dies nicht möglich, so muß ich erkennen, daß ich nicht hierher gehöre und werde weiter ziehen!"

Farel, wiewohl er mit dieser Alternative nicht einverstanden war, erwiderte doch nichts und ließ ihn gehen. Der große Volksredner, der in den Straßen, auf öffentlichen Plätzen und von der Kanzel die Menge durch seine Donnerstimme beherrschte, war kleinlaut im Zimmer und Calvin gegenüber. Er beugte sich bereits unter dem Ueber-

gewicht des tieferen Geistes seines jungen Freundes, er fühlte sich beherrscht von Calvin's systematischem Kopfe. Farel fühlte bereits, daß er zwar die Gabe besaß, durch ein Wort die Geister zu entzünden und fortzureißen, daß aber, die entfesselten Geister zu zügeln, Calvin's Hand geschickter war. Farel, der löwenmuthige Apostel, der wie ein Bergstrom unaufhaltsam gegen das Papstthum vordrang, hatte gleichwohl keine bestimmte Doctrin; er schwankte zwischen dem Lutherschen und Zwinglischen System, ohne zu erwägen, ob eines von beiden für das Volk passe, welchem er gegenüberstand, und welches kirchliche und politische Zügellosigkeit über alle Grenzen hinaustrieb. Mit edlem, schönem Selbstvergessen trat er vor Calvin's systematischem, baumeisterlichem Verstande zurück.

Als Calvin im Rathe erschien und seine Anträge stellte, erschraken die Väter der Stadt. Unter den Libertinern befanden sich viele der angesehensten Männer von Genf, Männer, welche im Kampfe für die Freiheit viele Wunden empfangen und schwere Opfer gebracht hatten. Leute dieser Art zum

Aeußersten zu drängen, hieß so viel, als einen Bürgerkrieg entzünden. Die Räthe beschworen Calvin, von einigen seiner Forderungen abzustehen. Aber Calvin blieb fest und unerbittlich; er erklärte seinen Entschluß, die Stadt zu verlassen, wofern man seine Anträge nicht genehmigen sollte.

„Die Stadtthore sind weit genug, um Euch hinauszulassen!" — rief Monaton, einer der Syndics, der es mit den Libertinern hielt.

Calvin wollte den Saal verlassen. Allein die Räthe hielten ihn zurück. Ahnungsvoll sahen sie in ihm ihre festeste Stütze.

„Begnügt Euch doch" — sagte einer der Räthe — „die Laster zu bestrafen, nicht aber auch das Vergnügen."

„Die Laster gehen aus dem Vergnügen hervor" — versetzte Calvin.

„Tadelt und ermahnt die Unsittlichen von der Kanzel" — sprach ein Andrer — „aber einen Menschen wegen bloßer Ausschweifung zu verhaften und öffentlich zu bestrafen, verletzt die Gefühle der Menschlichkeit."

„Das Alterthum hat seine großen Gesetzgeber dafür bewundert" — antwortete Calvin.

Dieser junge Mann mit dem schwächlichen Körper und der zarten Stimme beherrschte bereits den Rath. Ehe er die Versammlung verließ, bewilligte man alle seine Forderungen.

Und von jenem Tage an begannen die Prediger den Kampf.

Ami Curtet, der Lieutenant der Republik, ward des Ehebruchs überwiesen. Er wurde in den Straßen herumgeführt, seines Amtes entsetzt und in's Gefängniß geworfen.

Ein Spieler wurde am Halseisen ausgestellt, an welches die Karten gebunden waren.

Eine Frau, die in auffallendem Haarputz zum Segen erschienen war, wurde mitsammt den Personen, die sie also geschmückt hatten, in's Gefängniß geführt.

Zank, Trunk, muthwillige Tänze und Lieder wurden verboten. Genf verlor seine gewöhnliche Physiognomie. Uebermüthige Lust und Ausschweifung wagten nicht mehr, sich öffentlich zu zeigen.

Darauf berief man die Bürger zu einer Versammlung. Die Libertiner erschienen nicht. Calvin trug 21 Artikel einer Ordnung vor, welche das Gesetz über Kirchenzucht und Kirchenbann enthielt und die Papisten, Anabaptisten und Libertiner verdammte. Die Versammlung nahm die Verordnung an und beschwor das Glaubensbekenntniß.

Die Libertiner knirschten vor Wuth. Es kam zu blutigen Auftritten. Die Prediger forderten die Verbannung der Widersetzlichen. Aber da ihrer zu viele waren, als daß der Beschluß hätte vollstreckt werden können, so wurden sie nur um so kühner.

Eines Abends saßen Farel und Calvin beisammen und beriethen sich über ihre Stellung. Diese Stellung war sehr gefährlich geworden. Die Partei ihrer Gegner verstärkte sich von Tage zu Tage. Vier derselben waren soeben zu Syndics gewählt worden. Sieben Rathsmitglieder, welche den Predigern befreundet waren, hatte man unter dem Vorwande abgesetzt, daß sie mit Frankreich in geheimer Verbindung ständen. Der Prediger Corault, wel-

cher auf der Kanzel mit mehr Eifer, als Klugheit gegen die Zustände Genfs gedonnert und die Stadt mit einem Königreiche der Frösche verglichen hatte, war verbannt worden. Vergebens hatten sich Farel und Calvin für ihn verwandt. Man hatte ihnen zur Antwort gegeben, auch die Prediger müßten dem Gesetze gehorchen. Endlich aber begannen auch die Herren von Bern, sich kühler gegen die Prediger zu zeigen. Bern war unruhig über Genfs demokratischen Geist und sah nicht gerne, daß auch die Prediger sich so unabhängig von Bern benahmen. Sie hätten den letztern gern ihre eignen kirchlichen Formen aufgedrängt; allein der stolze Calvin ging seinen eignen Weg.

Das Alles, verbunden mit der Feindseligkeit der Libertiner, wäre wohl geeignet gewesen, selbst muthige Männer in der Stellung Calvin's und Farel's kleinlaut zu machen und einzuschüchtern. Ob und in wie weit dies geschehen, mögen wir aus ihrer Unterhaltung ersehen.

Sie saßen vor einem mit Papieren bedeckten Tische, Calvin, in seinem Stuhle zurückgelehnt, in

Nachdenken versunken, Farel, bald vor Ungeduld mit den Fingern auf dem Tische trommelnd, bald die beiden Büschel seines rothen Kinnbartes zupfend.

„Wir haben einen Fehler gemacht" — begann Calvin, nach einer langen Pause des Schweigens.

„Welchen?" — fragte Farel.

„Ich entsinne mich, von Zwingli gehört zu haben, daß er an einen Prediger in Bern geschrieben: „Mein Theurer, überstürze dich nicht. Wirf Anfangs dem (Berner) Bären eine einzige herbe Birne unter den süßen zu, dann zwei, dann drei. Hat er sie verschluckt, so gieb ihm mit vollen Händen herbe und süße. Wir haben nun den Fehler begangen, dem Bären gleich im Anfang nur herbe Birnen zuzuwerfen; daher brummt er."

Farel war erstaunt, aus Calvin's Munde eine an Scherz grenzende Aeußerung zu vernehmen. Er blickte ihn verwundert an.

Calvin fuhr fort: „Ist der Bär aber einmal in's Schmollen und Brummen gerathen, so muß man ihn nicht streicheln, sondern muß ihn den Arm

des Meisters fühlen lassen. Unvernünftige Widerspenstigkeit kann nur durch eisernen Willen und unbeugsame Strenge gebrochen werden. Diese ausschweifenden, zügellosen Libertiner werden in ihrer Unvernunft die Republik und mit ihr das Evangelium stürzen, wenn wir sie nicht bändigen."

„Wir werden sie bändigen oder sterben!" — rief Farel.

Calvin fuhr fort: „Auch der Rath, in welchen man viele unserer Feinde gebracht hat, fängt an, uns zu verlassen. Er hat Corault verbannt, weil Corault die Wahrheit gesprochen. Gut. Ich werde protestiren gegen das Urtheil des Raths. Die Kanzel wenigstens ist noch unser und unser soll sie bleiben. Die Kirche soll nach den Geboten Gottes, nicht nach denen des Raths, regiert werden. Und um dies zu beweisen, werden wir allen denen, die der Zucht widerstreben, das Abendmahl vorenthalten, wie ich bereits heut zum ersten Male gethan."

In diesem Augenblicke stürzte Gilbert athemlos in's Zimmer und rief: „Sie kommen, sie kommen!"

„Wer kommt?" — fragte Calvin.

„Nun, die Trunkenbolde, die Wüstlinge: die Libertiner! Sie sind wüthend, daß Ihr einen Bürger vom Tische des Herrn zurückgewiesen. Sie haben sich, wie gewöhnlich, in einer Taverne versammelt, getrunken, gelärmt, Euch verspottet und geschimpft und ziehen nun in Banden durch die Straßen, ihre Büchsen lösend und drohend, Euch in die Rhone zu werfen. — Da hört Ihr sie!“ —

Man hörte in der That den Lärm einer sich nähernden Menge. Farel sprang empor und schritt nach der Thür.

„Was willst du thun?“ — fragte Calvin.

„Den Wahnsinnigen entgegentreten, sie niederdonnern und den Tumult beschwichtigen. Schon mehr als ein Mal sah ich sie beim Klange meiner Stimme zur Besinnung kommen!“

„Ich bitte dich, setze dich wieder nieder“ — sagte Calvin, der ruhig in seinem Stuhle sitzen geblieben war — „Schreier und Tobende sind nicht gefährlich, weit weniger gefährlich, als jene Magd war, die man gedungen hatte, deine Speisen zu vergiften. Thu' mir den Gefallen und setze

dich. Ich glaube nicht, daß sie uns ernstlich belästigen werden. Sollten sie's aber dennoch thun, so mögen sie uns so finden, wie wir sind, ruhig, ernst, furchtlos."

Farel setzte sich, aber sein Auge flammte, und auf seiner massiven Stirn zuckte es, wie Wetterleuchten.

Inzwischen war die nächtliche Schaar vor dem Hause angelangt. Einzelne Schüsse krachten. Dazwischen hörte man wildes Geschrei von vielen Stimmen.

Abermals sprang Farel in die Höh' und eilte nach dem Fenster. Aber Calvin ging ihm nach, ergriff ihn bei der Hand und sagte: „Ich beschwöre dich, bändige deinen Zorn und bezähme dein heißes Blut. Mit Trunkenen und Wüthenden muß man nicht streiten. Spare den Donner deiner Stimme für die Kanzel. In diesem Augenblicke würde er uns weniger nützen, als eine kalte, imposante Ruhe. — Gilbert, geh' und öffne die Hausthür. Vielleicht wünschen diese Leute mit uns zu sprechen."

„Meister, wenn ich Euch rathen darf“ — sagte Gilbert, indem er, zögernd, stehen blieb —

„Geh' und öffne!“ — wiederholte Calvin in gebieterischem Tone, und Gilbert ging.

„Wir werden morgen beim Rathe beantragen, daß die Tavernen zeitiger geschlossen werden“ — begann Calvin, nachdem er sich wieder gesetzt hatte, mit kalter Ruhe.

„Thue du das“ — versetzte Farel, indem auch er, jedoch mit der Miene eines gereizten Löwen, sich niedersetzte — „Ich meinerseits werde das Verdammungsurthel gegen die Libertiner morgen an alle Kirchthüren heften lassen. — Sie sollen doch sehen, daß wir uns nicht fürchten, weder vor ihrem Gespött, noch vor ihrem Drohen.“

Draußen unter den Tumultuanten entspann sich ein heftiger Wortkampf. Man hörte vor allen die Stimmen Perrin's und Jean Philippe's, der beiden Häupter der Libertiner. Darauf erfolgte stürmisches Beifallsrufen und der Abzug des Haufens.

Gilbert kehrte in's Zimmer zurück und berichtete: „Die Saufbolde sind in die Taverne zurück-

gezogen. Als Perrin sah, daß ich die Hausthür öffnete, mag ihn wohl Scham angewandelt haben. Denn er ist noch der beste unter ihnen. Er beschwichtigte die Schreier, bat, man möge Euch diesmal mit der Angst davon kommen lassen, und schlug vor, in die Taverne zurückzukehren, um Euch zu zeigen, daß sie lebten, wie's ihnen beliebt."

„Du siehst, daß ich Recht hatte" — sagte Calvin zu Farel, während ein flüchtiges Lächeln über seine marmornen Züge glitt — „Kaltblütigkeit, Festigkeit und Ausdauer sind die besten Waffen gegen Leichtfertigkeit und Uebermuth."

„Aber was soll daraus werden?" — rief Farel, dessen Blut immer noch wallte — „Diese Auftritte müssen ein Ende nehmen, wenn nicht alle Religion in dieser Stadt zu Grunde gehen soll!"

Calvin rückte seinen Stuhl an den Stuhl, auf welchem Farel saß, heran und sagte in gedämpftem Tone: „Was daraus werden soll? — Ich will es dir sagen. — Du bist, gleich mir, von dem Bewußtsein durchdrungen, daß wir eine große, heilige Sache verfechten, daß wir von unserm Gott begna-

digt und erwählt worden sind, seine Feinde zu demüthigen. Da aber alles Unsittliche ein strafwürdiges Widerstreben gegen die göttliche Ordnung ist, so sind diese unsittlichen, zügellosen Libertiner als Gottes Feinde zu erachten, und wir haben die Pflicht, ihre stolzen Nacken unter das göttliche Gebot zu beugen um jeden Preis. Eingedenk dieser Pflicht, dürfen wir nicht einen Schritt vor ihnen zurückweichen, es komme, was da wolle. Nun ist aber der Trotz dieser Menschen so groß, daß auch sie nicht vor uns zurückweichen werden. Und da sie an äußerlicher Kraft und Macht uns überlegen sind, so wird das Ende des Kampfes unsere Verbannung sein."

„Aber ich liebe diese Stadt trotz ihrer Zerrissenheit!" — rief Farel, hastig — „Schon einmal hab' ich sie verlassen müssen, und es hat mich Thränen gekostet. Eine neue Verbannung würde mir das Herz brechen!"

„Auch ich habe diese Stadt in mein Herz geschlossen" — sagte Calvin mit einem eigenthümlichen Lächeln — „und ich werde sie in meinem

Herzen mit mir nehmen, und sie wird unser bleiben. Denn nach unserer Verbannung wird der Geist des Umsturzes sie bis in die Eingeweide durchwühlen. Ausschweifung, Zügellosigkeit und Anarchie werden einen so unerträglichen Grad erreichen, daß sich die Nothwendigkeit, zu Gott zurückzukehren, Ordnung, Zucht, Sitte und Frömmigkeit einzuführen, auch dem Befangensten aufdrängen wird. Dann aber wird man der Verbannten gedenken, man wird uns zurückrufen. Genf wird uns auf den Knieen bitten, es der Anarchie zu entreißen. Wir werden zurückkehren im Triumph und die Gebote Gottes in dieser seiner Stadt zur Herrschaft bringen! — Du weißt ja: „post tenebras lux!“ heißt Genfs Devise!“

Während Calvin sprach, hielt er den Kopf auf die Brust gesenkt und das Auge starr zu Boden geheftet. Als er geendigt hatte, erhob er den Blick und schaute Farel forschend ein.

„O!“ — rief dieser, auf den Calvin den Eindruck eines Sehers gemacht hatte — „wenn du wahr gesprochen, was ich ganz zuversichtlich glaube,

dann will ich gern noch ein Mal den stechenden Schmerz der Verbannung ertragen und ich will gern unsern jetzigen Feinden verzeihen, was sie an mir gethan. Ja, ich kann dir sagen, selbst jetzt, mitten im erbittertsten Kampfe, liebe ich diese irregeleiteten Menschen. Es sind edle, obwohl verwilderte Naturen. Ich habe sie kennen gelernt in der Stunde der Noth und Gefahr."

„Gegenwärtig sind sie Feinde Gottes" — versetzte Calvin, düster — „und so kann ich sie nicht lieben, sondern hasse sie. Ich habe mein Leben dem Herrn zum Opfer gebracht und kann nur lieben durch den Herrn!"

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Die übermüthige Lust und Ausschweifung, welche die Prediger aus den Straßen und von den öffentlichen Plätzen verbannt hatten, flüchteten sich in die Taverne. Die Taverne allein protestirte durch Witz und Spott, durch Spiel und Trunk, durch aufstachelnde Reden und Ausbrüche der Wuth gegen den puritanischen Geist, welchen der Notarssohn von Noyon den stolzen Kindern Genfs, den freiheitssüchtigen Patrioten, aufzwingen wollte. In einer dieser Tavernen finden wir an einem Winterabende, im Januar 1538, eine zahlreiche Gesellschaft versammelt. Diese Gesellschaft bestand aus Libertinern und nannte sich aus Hohn gegen Calvin und Farel „Brüder in Christo."

Es waren meist anmuthige Gestalten, diese Brüder in Christo, mit edlen Zügen voll Feuer und

Geist, Jünglinge und Männer untereinander, alle den besten Geschlechtern entstammend. Diese stolzen Kinder Genfs, geboren und aufgewachsen an den Thoren von Frankreich, Italien und der Schweiz, besaßen etwas von dem heißen Blute des Italieners, etwas von dem flüchtigen, sprudelnden Geiste des Franzosen und ein gut Theil von dem stolzen, freien Sinne des Schweizers. Ihr Herz war gut, aber trotzig geworden durch den langen Freiheitskrieg; ihr Arm tapfer, aber zu rasch. Sie hatten sich durch Heldenmuth von der Tyrannei ihres Herzogs und ihrer Bischöfe befreit und glaubten nun ihren stolzen Sinn unter keine Gewalt mehr beugen zu müssen. Ihr Freiheitsgefühl artete aus in Zügellosigkeit, ihr Sinn für heitern Lebensgenuß in Ausgelassenheit und Ausschweifung.

Der Reform hatten sie sich angeschlossen, um durch sie zur Freiheit zu gelangen. Als sie die Freiheit erreicht hatten, erblickten sie in den ernsten, strengen Grundsätzen der Reform nur eine neue Tyrannei und suchten auch diese zu stürzen. Ihre Widersetzlichkeit drängte die Prediger zu immer

größerer Strenge, und diese Strenge reizte sie immer mehr. Da sie vor dem äußersten Mittel, der brutalen Gewalt, denn doch zurückbebten, so machten sie sich Luft durch Spott und Hohn.

Die Brüder in Christo hatten frische Blumen zum Abzeichen gewählt. Diese Blumen sollten ihren Grundsatz eines heitern Lebensgenusses versinnbildlichen. Je nach Stand und Alter hatten sie sich in zwei Parteien getheilt. Eine jede dieser Parteien saß an einem langen Tische der Taverne; beide aber wetteiferten in der Verspottung der „beiden Tyrannen Genfs", Farel's und Calvin's.

Mitten auf der einen Tafel, an welcher nur Jünglinge saßen, stand ein Lichtstümpchen. Ueber diesem Lichtstümpchen briet man einen Fisch, Faret genannt. Nachdem der Fisch gebraten, ward er den Zechern servirt. Und nun verspeiste man Meister Farel, den der Faret vorstellen sollte, unter unauslöschlichem Gelächter über die Zähigkeit seines Fleisches. Einer von der Gesellschaft, welcher ein bleiches, mageres Gesicht hatte, spielte Calvin. Er saß mit steifem Halse und niedergeschlagenem Blicke am

Tisch, trug ein schäbiges Wamms und leerte nur verstohlen seinen Becher.

War Meister Farel endlich verspeist und mit zahllosen Bechern hinuntergespült, so wurden Karten oder Würfel auf den Tisch gebracht, und man spielte um die Zeche, während der Wirth zu wiederholten Malen die Verordnung vorlesen mußte, in welcher das Spiel verboten worden.

An der zweiten Tafel saß eine Gesellschaft von Spöttern feinerer Art; an ihrer Spitze Richardet und Monaton, beide Syndics der Stadt, Jean Philippe und Perrin.

Auch ihre Tendenz war, die vernichtendsten Sarkasmen gegen Calvin und Farel loszulassen, während der edle Lavaux in Strömen floß.

„Kann mir Einer sagen“ — fragte Perrin — „an welcher Stelle der Schrift die Gesetze über den Haarputz der Frauen ausgesprochen werden*)?

„Darüber ist in der Schrift nichts gesagt“ —

*) Anspielung auf die erwähnte Bestrafung einer Frau wegen auffallenden Haarputzes.

antwortete Chapeaurouge — „Diese Vorschriften hat der heilige Geist ganz expreß dem Meister Calvin in einer geheimen Unterredung enthüllt. Auch behaupte ich, daß sich Absalon nur deshalb die Haare verschnitten, um nicht später aus Genf verbannt zu werden.“

„Wer kann mir Auskunft darüber geben“ — fragte ein Anderer — „warum Farel seinen Bart nie kämmt, und Calvin das Gesicht eines Todten hat? Einen Becher Lavaux für den, der's erräth!“

„Den Becher her! ich will's dir sagen“ — rief Philippe — „Farel trägt einen rothen Ziegenbart, um dem Aaron gleich zu sein, und kämmt ihn nie, um an den Juden zu erinnern. Calvin aber hat seine Todtenfarbe gewählt, um dem Lazarus zu gleichen, als dieser aus dem Grabe gestiegen.“

Rauschender Beifallssturm erhob sich. Den aber unterbrach Perrin, indem er mit donnernder Stimme rief: „Ruhig, ruhig! Jean Philippe hat die beiden Fragen meisterlich beantwortet. Ich will aber eine andere an ihn richten. Und wenn er die ebenso gut beantwortet, so will ich fürder

ein so schmutziges, schäbiges Wamms tragen, als Genfs heiliger Vater, Calvin."

„Frage, frage!" — sagte Jean Philippe.

„Kannst du mir sagen" — fragte Perrin — „warum Calvin schwindsüchtig und Farel gelähmt an dem Beine ist?"

„Vielleicht, weil uns der Herr in Bälde von Beiden befreien will."

„Fehlgeschossen!" — rief Perrin — „sondern weil dem Einen die Herrschsucht in die Brust und dem Andern in die Beine geschlagen ist. Daher wäre es gut, wenn man dem Ersteren Luftveränderung, dem Andern aber eine weite Fußreise verordnete."

So spottete sie fort diese an Witz und Wein sich berauschende Akademie von Lachern, bis endlich in den erhitzten Gemüthern der bittere Ernst zum Durchbruch kam.

„Mit Spott und Lachen hat man noch keinen Tyrannen gestürzt!" — rief Richardet, der erste Syndic, dem der Wein endlich die Zunge gelöset — „Mit Lachen und Spott habt ihr weder den

Bischof, noch den Herzog von Savoyen verjagt. Mit Lachen und Spott werdet ihr weder den Tiger Farel, noch die Schlange Calvin vertreiben!"

„Richardet hat Recht!" — sagte Monaton, der zweite Syndic — „Die Gefühle des Hasses, der Entrüstung, der Wuth haben uns Kraft gegen den Herzog verliehen und uns zur Freiheit verholfen. Lasset uns diese Gefühle auch gegen die neuen Tyrannen, die neuen Päpste, in unsern Seelen entzünden. — Was haben wir gewonnen durch unsern siegreichen Kampf gegen Karl von Savoyen? Wozu hat das Blut genützt, das vergossen worden für die Freiheit? — Zwei fremde Leute, ein Schwindsüchtiger und ein Steifbein, sind gekommen, haben uns unsere Sitten und Gewohnheiten geraubt, schulmeistern und knechten uns, schreiben uns vor, wie wir beten und leben, sprechen und uns kleiden sollen. Zwei Fremdlinge, deren Aeußeres häßlich und widerwärtig ist, deren Sitten roh und ungeschlachtet sind, beherrschen die schönen und stolzen Kinder Genfs, strafen sie, wie ungezogene Kinder, verbannen sie oder lassen sie in die Gefängnisse

werfen. Haben wir denn die Züge freier Männer verloren, daß zwei frömmelnde Pfaffen das Alles wagen?"

Die Gemüther erhitzten sich immer mehr. Die schönen, stolzen Gesichter flammten vor Zorn, die Hände griffen an die Degen.

„Nieder mit den Tyrannen! In die Rhone mit den herrschsüchtigen Priestern!" — riefen die kampflustigen Jünglinge. Da, auf ein heimliches Zeichen von Perrin, öffnete sich die Thür, und herein trat ein Spielmann mit einem Tambourin. „Zum Tanz! zum Tanz!" — tönt' es in der Reihe der Jünglinge.

„Zum Tanz — den Tyrannen zum Trotz!" — rief Perrin.

Alles stürzte nach dem Saal neben der Schenkstube. Der Spielmann begann; die Jünglinge reihten sich zum Tanz. Die Gefühle des Hasses und der Wuth waren verlodert. Bacchantischer Jubel erfaßte die Köpfe. Unter Lachen und Gesang führte man anmuthige Rundtänze aus.

Inzwischen zog Jean Philippe den ersten Syndic

und Perrin bei Seite und begann: „Ich bin ein alter Soldat. Der beste Degen ist mir der beste Freund. Warten und Zögern ist mir verhaßt. Warum zaget und zögert ihr, unsere Sache zum Ausgang zu bringen? Du hast selbst gesagt, Richardet, mit Spott und Lachen verjagt man keinen Tyrannen.“

„Und das sag' ich noch“ — versetzte der Syndic — „und darum stimm' ich nie ein in euer Lachen, sondern suche den Haß zu schüren. Dennoch aber rath' ich ab und warn' ich für jetzt vor Gewaltthat. So lange der Arm der gnädigen Herrn von Bern hinter dem Fuchse Calvin hervorreckt, dürfen wir ihn nicht hetzen, sondern müssen ihn in einer Schlinge zu fangen suchen.“

„Das ist auch meine Meinung“ — sagte Perrin — „Ueberdies haben die Prediger im Rathe immer noch die Majorität für sich und demnächst haben sie die Macht der Kanzel. Das sind gewaltige Waffen.“

„Und wir haben den Sinn der Unabhängigkeit und den Haß gegen Tyrannei“ — rief Philippe,

ungestüm — „und überdies haben wir Degen und Hellebarden, Muth und kräftige Arme. Und was die Excellenzen von Bern betrifft, so hat Jean Philippe gute Freunde unter ihnen; im Volke von Genf aber besitzt er, wie ihr wißt, nicht wenig Anhänger und Getreue. Ich denke, mein Ansehn in Genf wird demjenigen der beiden Pfaffen zum wenigsten gleichkommen.

„Wir unterschätzen dein Ansehen nicht, Jean Philippe“ — entgegnete Perrin mit einiger Gereiztheit — „Ich weiß recht wohl, du bist der Liebling des Volks, das in dir den reichen und freigebigen Mann bewundert. Aber an den Gelagen, welche du deinen Anhängern giebst, wird manches heißer gesprochen, als es dann gethan werden möchte. Bedenke, daß es sich um nichts weniger, als um unsere Köpfe, handelt. Berns Macht beruht auf der Reform. Die Reform wird durch die Prediger gehalten. Bern muß also die Prediger stützen und schützen um jeden Preis. Calvin aber, die kluge Schlange, weiß das recht wohl. Eine vorschnelle That würde ihm höchst willkommen sein. Ich sage

dir, du unterschätzest immer noch den verschlagenen Kopf dieses Franzosen. Bei ihm ist alles kalte Berechnung. Auch daß er uns stachelt und reizt, geschieht nicht umsonst. Das Beste ist, wir stacheln und reizen ihn wieder durch Spott und Hohn. Spott und Hohn sind oft schärfere Waffen, als Degen und Hellebarde. Hinter seiner heuchlerischen Demuth verbirgt er den Stolz und die Herrschsucht eines Hildebrand. Ich weiß, daß unsere Sarkasmen ihn wüthend machen. Stacheln und reizen wir ihn weiter. Die Wuth wird ihn hinreißen zu unüberlegter That. Schon hat er wegen Corault's gegen das Urtheil des Rathes protestirt. Er wird noch weiter gehen, sich vielleicht ganz überwerfen mit dem Rath. Dann erst ist unsere Stunde gekommen. Dann können wir ihn stürzen durch das Gesetz, welches er jetzt angeblich gegen uns vertheidigt."

„In diesem Falle werdet Ihr den Arm eines ehrlichen Soldaten nicht brauchen" — sagte Jean Philippe höhnisch und ging hinweg.

„Ich fürchte, Jean Philippe ist aufgebläht von

seinen Verdiensten" — flüsterte Perrin dem Syndic zu — „und pocht auf seinen Reichthum und seine Popularität mehr, als ein Patriot thun sollte."

„Er ist ein Soldat und weiter nichts" — versetzte Richardet — „Uebrigens dürfen wir sein Ansehen nicht zu gering anschlagen. Wie du schon sagtest, er ist der Liebling des Volks und kann uns von großem Nutzen sein. In der Hauptsache aber hast du Recht: wir müssen eine günstige Gelegenheit erwarten, die Prediger zu stürzen. Und diese Gelegenheit wird bald kommen, sag' ich dir. — Du weißt doch, daß Bern die Taufsteine, das ungesäuerte Brod und die vier Feste des Jahres beibehalten, während Calvin bei uns dies Alles abgeschafft hat. Nun habe ich heute erfahren, daß Bern eine Synode nach Lausanne berufen wird, um unsere Geistlichen zu vermögen, seine Kirchengebräuche auch in Genf einzuführen. Unsere Räthe sind einverstanden damit; Calvin aber wird seine geistliche Gewalt nicht schmälern lassen wollen und nicht einwilligen. Dadurch geräth er in Conflict mit Bern

und dem Rathe zugleich. Und dann ist unsere Stunde gekommen!"

„Vortrefflich! Herrlich!" — rief Perrin und rieb sich die Hände — „So werden wir der Tyrannei der beiden Päpste ledig werden, ohne unsere Ehre durch eine schmachvolle That zu beflecken!"

Als Perrin den Syndic verlassen hatte, suchte dieser Jean Philippe auf, zog ihn bei Seite und sagte zu ihm: „Hüte dich vor Perrin! Er ist ein eifriger Demokrat und mißtraut dir wegen deines Ansehens. Auch möchte er Alles auf dem Wege des Gesetzes erreichen. Fleisch essen will er wohl, aber schlachten — brrrr!"

„Wenn Perrin Lust hat, sich mit Philippe zu messen" — versetzte der Angeredete — „so mag er kommen. Jean Philippe wird Genfs edle Geschlechter nie zum Pöbel erniedrigen lassen!"

Inzwischen hatte Perrin die Taverne verlassen und war nach Hause gegangen. Außer der Freiheit trug der Patriot noch etwas im Herzen, und das war Claire, seine junge, schöne Frau. Er liebte

beide so tief und glühend, daß er für beide sich zu opfern bereit war.

Die junge Frau saß vor einer aufgeschlagenen Bibel, als Perrin in das Gemach trat. „Schon?“ — sagte sie, indem sie aufblickte.

„Du weißt wohl, daß ich nimmer von deiner Seite weichen würde“ — versetzte er mit offenem Blick — „riefe mich nicht eine heilige Pflicht in den Kreis meiner Gesinnungsgenossen.“

„Eine heilige Pflicht!“ — wiederholte sie, seufzend — „Ein unheilvoller Wahn ist's, der dich treibt, im Verein mit wüsten, leichtfertigen Menschen die beiden frömmsten und edelsten Männer Genfs zu bekämpfen.“

„Männer Genfs!“ — rief er, heftig — „Sie sind keine Männer Genfs, sie sind Fremdlinge, Franzosen. Trügen sie ein Genferisches Herz im Leibe, so würden sie Genfs Freiheit nicht mit Füßen treten.“

Ein Blick in ihr schönes, ruhiges Gesicht hatte genügt, seine Hitze zu verscheuchen. Er setzte sich neben ihr nieder, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit

Küssen und fuhr dann fort: „O, Claire, du weißt nicht, wie tief du mich verwundest, indem du meine Todfeinde und die Feinde Genfs so warm vertheidigst! Bist du nicht auch eine Tochter Genfs? Hast du nicht mit für Genfs Freiheit gearbeitet? Gedenkst du der Tage nicht, wo du aus Liebe zur Freiheit in dem in ein Spital verwandelten Kloster von St. Claire die Dienste einer Magd versahst, du, die Tochter eines edlen Geschlechtes und die Gattin eines Mannes, der Genfs Banner getragen?"

„Und wer war es" — unterbrach sie ihn, eifrig — „der in jenen Tagen der Noth und des Kummers durch Gebet und Lehre eure Herzen stählte, euren Muth aufrecht erhielt und noch, als Alles verloren schien, euch zurief: Vertrauet auf Gott! er wird euch einen Befreier erwecken — wer war es anders, als Farel, der begeisterte Apostel, der das Evangelium nach Genf gebracht, derselbe Farel, den ihr jetzt demüthigen, kränken und unterdrücken wollt."

„Es ist wahr" — entgegnete Perrin — „ich hasse auch Farel, den rohen, wüthenden Eiferer, der

sich wie ein wildes Thier auf Alles stürzt, was seiner engherzigen Priesternatur zuwider ist. Aber noch hundertmal mehr hasse ich die klügelnde Schlange Calvin, die Genfs Freiheit mit ihrem kalten und glatten Leibe langsam und leise umschlingt und mit ihrem Gifte benetzt, weil sie sie nicht ersticken kann. O, Claire, Claire, auf den Knie'n fleh' ich dich an, wende dein Herz von diesen Predigern ab! Sie haben dem Bischofe den Krummstab und den Stiftsherrn ihre Degen aus den Händen gewunden, um uns jetzt an ihrer Stelle mit Ruthen zu züchtigen. Sie mischen sich in Alles, in unsere Sitten, in unsere Vergnügungen, in unser Familienleben, und selbst die Art, uns zu kleiden, schreiben sie uns vor. Gedenke der armen Frau, die Calvin wegen ihres Haarputzes in's Gefängniß werfen ließ. Heiliger Gott, Claire! wenn ich dein herrliches Haar betrachte und bedenke, daß es Meister Calvin gefallen könnte, diesen köstlichen Schmuck deines Antlitzes unziemlich zu finden —"

„Ich würde mit eigner Hand die Scheere daran legen" — sagte sie mit schwärmerischem Lächeln.

Er schnellte empor, als hätte ihn eine Natter gestochen, und schritt dann, stürmisch bewegt, im Gemach auf und nieder. Plötzlich blieb er vor ihr stehen und sagte mit leiser, zitternder Stimme: „Claire, liebst du mich denn nicht?"

Sie blickte ihn fest und offen an und antwortete: „Ich liebe dich sehr, am meisten unter allen Menschen, mehr, als Vater und Mutter, als Bruder und Schwester. Aber noch mehr als dich, liebe ich Gott; und mehr als dir, gehorche ich den Verkündigern der göttlichen Wahrheit."

„O, ich weiß" — rief er, bitter — das ist Calvin's Lehre: den Predigern mehr zu gehorchen, als der Obrigkeit, als den Eltern, dem Gatten! Das ist des neuen Papstes neueste Lehre!"

Sie reichte ihm die Hand, zog ihn zu sich nieder und sagte: „Ich könnte dich nicht mehr lieben, als ich dich liebe, aber ich würde glücklicher sein, wenn du mehr Glauben hättest. Und wenn du mehr Glauben hättest, so würdest du erkennen, daß Calvin, dieser Mann Gottes, begnadigt und berufen worden, Genf vom Verderben zu retten. —

Unterbrich mich nicht. Ich will nicht mit dir streiten. Ich will dir nur meine Gedanken enthüllen. — Du bist der beste und edelste unter den Patrioten, und doch fürchte ich, auch du bist nicht frei von Hoffart, Stolz und Ehrgeiz; du hassest Calvin, nicht, weil er Genfs Freiheit unterdrücken, sondern weil er deinen stolzen Sinn unter das Gesetz Gottes beugen will. Weit schlimmer aber noch sind die Andern. Wüst, zügellos, leichtfertig, herrschsüchtig und ohne Glauben, müssen sie die Männer zu stürzen suchen, welche Sitte, strenge Tugend, Frömmigkeit und Demuth zu den ersten Pflichten des Christen machen. O, Perrin, wenn ich mir denke, daß es euch gelingen könnte, die Prediger zu stürzen, so schaudere ich! Wer würde sie zügeln die wilden, trotzigen Menschen? Wer würde dem Hochmuthe Jean Philippe's und der Herrschsucht Richardet's entgegentreten?"

„Ich!" — rief er — „ich!"

„Du würdest ihr erstes Opfer sein! — Eben weil du ihnen im Wege stündest und weil du zu edel sein würdest, ihnen zu folgen auf dem Pfade

des Uebermuths und der Herrschgier, würden sie dich vernichten. Ja, ein Kampf der Vernichtung würde unter euch selber ausbrechen, und der Sieg würde dem kühnsten Verbrecher bleiben!“

Sein edles, schönes Gesicht war düster geworden, wahrscheinlich weil er die von ihr zuletzt ausgesprochenen Befürchtungen theilte.

Eifrig fuhr sie fort: „Denke doch nur zurück an den Zustand, in welchem sich Genf vor Calvin's Ankunft befand.“

„O, daran denke ich oft!“ — fiel er ein — „Da war Genf eine heitere, lustige Stadt, wo jeder Bürger der heiligen Freude über die errungene Freiheit Ausdruck gab, wo wir trotz des tollen Eiferers Farel nach unsern alten Sitten und Gewohnheiten lebten. Da herrschten Genfs Kinder in Genf, nicht zwei fremde scheinheilige Frömmler. Da war Genf nicht von Franzosen überschwemmt, von Abenteurern und Glücksrittern, welche jetzt die Leibgarde Calvin's bilden, für ihn spioniren und denunciren.“

„Höre nun auch meine Schilderung an“ —

entgegnete sie, sanft — „Da war Genf eine tolle, leichtsinnige Stadt, eine Stadt der Ausschweifung und des Lasters. Die schlechten Häuser standen offen. Ganze Schwärme halbnackter Männer liefen durch die Straßen und tanzten nach Pfeifen und Trommeln. Die Jünglinge der besten Familien vermochten ihre Siegesfreude nicht anders, als durch Zügellosigkeit und Ausschweifung an den Tag zu legen. Die Räthe waren machtlos und rathlos. Das Heilige wurde verspottet. Die Wiedertäufer predigten auf den Gassen. Die Papisten streckten die Köpfe. Genf war ein anderes Sodom, und der Zorn des Herrn lag auf ihm."

Wieder sprang er, ergrimmt, in die Höhe und schritt mit hastigen Schritten auf und nieder. Sie aber fuhr fort: „Und jetzt ist Genf eine ernste, sittsame Stadt. Nur in der Taverne wagt sich die Ausschweifung noch zu zeigen. Und nur die Männer, die sich Patrioten nennen, suchen in Verspottung des Ehrwürdigen, in Sittenlosigkeit und Widersetzlichkeit ihren Ruhm."

„Heiliger Gott, Claire! du wirst mich rasend

machen" — rief er, indem er mit dem Fuße auf den Boden stampfte.

In diesem Augenblicke hörte man das wüste Geschrei einer durch die Straße ziehenden trunkenen Schaar.

„Hörst du sie, die stolzen und edlen Kinder Genfs?" — sagte sie im Tone sanften Tadels — „Und diesen wilden Gesellen gegenüber stehen die Prediger mit ihrem musterhaften Leben, ihrer strengen Tugend und ihrer Frömmigkeit. Kannst du noch zweifeln, auf welcher Seite Gott steht?"

„Das ist wieder Jean Philippe's Werk!" — rief er, außer sich, drückte den Hut in die Stirn und stürzte aus dem Zimmer.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Am Abende vor dem Osterfeste finden wir eine zahlreiche Gesellschaft in der Wohnung Calvin's. Wir finden außer Farel noch den Pfarrer Bernhard; wir finden den alten Professor Cordier, Calvin's früheren Lehrer, der, aus Frankreich vertrieben, sich unter den Schutz seines ehemaligen Schülers geflüchtet hat; wir finden endlich noch eine Menge französischer Flüchtlinge, welche in Genf Aufnahme und Schutz gefunden.

Sie alle haben sich um den Meister geschaart, um in der Stunde der Gefahr in seiner Nähe zu sein. Denn groß ist die Gefahr, welche gegen Calvin und Farel heranrückt. Die beiden „Soldaten Gottes" stehen fast allein auf ihrem Posten und sind von tausend wüthenden Feinden umringt.

Wie der arglistige Richardet vorausgesehen, so war es gekommen. Die Synode in Lausanne hatte stattgefunden. Die Bernerischen Prediger, der stolze Conz an der Spitze, hatten den Genfer Predigern ihre Kirchengebräuche aufdrängen wollen. Calvin und Farel, welche die Genfer Kirche von den Herren zu Bern unabhängig erhalten wollten, hatten widerstanden, hatten jedoch, um keine ernstliche Entzweiung herbeizuführen, darauf angetragen, die Sache dem Gutachten einer Synode in Zürich vorzulegen.

Allein die Libertiner waren nicht gesonnen, die Gelegenheit, ihre „Tyrannen" zu stürzen, ungenützt vorbeigehen zu lassen. Sie setzten ganz Genf in Bewegung. „Wer kann jetzt noch zweifeln, daß Calvin ein neues Papstthum aufrichten und die Kirche tyrannisiren will?" — Also fragte man auf den Gassen, in den Tavernen, im Rath. Und der Rath, eingeschüchtert durch die Wuth der Patrioten und fürchtend, die Herren von Bern zu erzürnen, mißbilligte die Weigerung der Prediger, beschloß in stürmischer Sitzung, die Bernerischen Gebräuche

anzunehmen, und ließ noch am nämlichen Tage an Calvin und Farel den Befehl ergehen, am bevorstehenden Osterfeste das Abendmahl nach dem Berner Ritus auszutheilen.

Calvin und Farel antworteten dem Rath, sie würden nur ihrem Gewissen gehorchen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich diese Antwort durch die Stadt. Das von den Libertinern bearbeitete Volk wogte, schreiend und drohend, durch die Straßen. Büchsen wurden gelöst, und aus tausend Kehlen tönte der Ruf: „In die Rhone mit den ungehorsamen Predigern! Nieder mit den Tyrannen Genfs!“ — Um die Aufregung zu steigern, hielten die Patrioten öffentliche Reden. „Sehet“ — sprach Jean Philippe zum Fenster seines Hauses heraus, — „was die beiden Fremdlinge aus unserer Stadt gemacht haben! Keinen Schritt kann man in den Straßen machen, ohne einem Abenteurer und Spione zu begegnen. In die Familien ist Zwiespalt, Verderben in die Haushaltungen eingerissen. Der edle Charakter des Genfer Volks, so frei, so heiter und so offen, ist furchtsam, finster und arg-

listig geworden. Jedermann fürchtet das Schwert der Tyrannen, jenes Schwert, welches bis auf den Kopfputz einer armen Frau, bis auf den Rücken eines armen Kartenspielers reicht. Bei körperlicher und geistiger Strafe ist es verboten, über den ungekämmten Bart Farel's und über die hohlen Wangen Calvin's zu lachen. Von den Kanzeln herab wird die Magistratur beschimpft. Und um das Maaß voll zu machen, verweigern diese frechen Prediger der Obrigkeit den Gehorsam!"

Während so das Unwetter mit furchtbarer Schnelligkeit gegen sie heranzog, saßen Calvin und Farel, von den wenigen Getreuen umgeben, in des Ersteren Wohnung.

Farel's feuriges Auge flammte. Auf seiner breiten Stirn lagerte eine Wolke. Man sah ihm an, daß er nur mit ungeheurer Anstrengung seine stürmischen Gefühle bemeisterte, und zugleich, daß er zum Aeußersten entschlossen war.

In Calvin's marmornen Zügen dieselbe kalte Ruhe, wie immer. Nur an dem eigenthümlichen

Zucken seiner Gesichtsmuskeln ließ sich erkennen, daß auch er erregt war.

Zufällig hatte er am nämlichen Tage einen Brief von Grynäus erhalten, von Grynäus, seinem zärtlichsten Freunde, dem er einige Wochen vorher sein Leid und seine Sorgen geklagt. Diesen Brief von Grynäus, der gerade in Calvin's schwerster Stunde an ihn gelangt war, las er seinen Freunden jetzt vor.

„Ihr führt nicht eure, sondern die Sache Christi, des Königs aller Könige“ — schrieb Grynäus — „Er sieht auf euch, seine Diener, und kennt auch den Satan, der gegen euch wüthet. Die Kraft des Geistes Gottes muß durch euch kund werden, und die List des Satans offenbar. Wie stürmisch es auch immer aussehen mag, es giebt eine Hilfe, einen Schutz, mit starkem, zuversichtlichem Herzen am Worte Gottes festzuhalten und nicht zu weichen. Betretet täglich die Kanzel nach eurer Weise im festen Vertrauen auf den Herrn; sprecht eure Zuhörer voll Glauben und Liebe an. — Ich sehe wohl, euer Rath meint es nicht redlich, und der Schutz

der Berner ist zweideutig. Aber der Herr lebt. Das Wort Gottes zeigt seine Kraft niemals mächtiger, als wenn der Satan recht tobet."

„Höre, wie er tobend heranzieht!" — rief Farel.

In der That näherte sich eine von Patrioten angeführte Menge und stellte sich lärmend vor Calvin's Fenstern auf. Zu gleicher Zeit ward die Thür geöffnet und Ludwig von Diesbach, ein Edler aus Bern, trat in's Zimmer.

„Meine zufällige Anwesenheit in Genf hat der Rath dieser Stadt benützt" — so begann er — „durch mich noch einen letzten Versuch zu machen, euch zur Nachgiebigkeit zu bewegen. Ich komme hierher mit inniger Theilnahme für euch. Ihr mögt daher meine Worte wohl beherzigen. Ihr seht, in welcher aufgeregten Stimmung sich die Bevölkerung von Genf befindet. Diese Stimmung birgt die schrecklichsten Gefahren für euch. Ich darf euch nicht verhehlen, daß sie sogar Gefahr für euer Leben enthält."

„Unser Leben steht in Gottes Hand!" — platzte

Farel heraus — „Dem Rathe und auch den Herrn von Bern sollt' es doch wohl bekannt sein, daß sich die Prediger der göttlichen Wahrheit vor Gefahren des Leibes nicht fürchten."

„Ich weiß es, edler Farel. Die Gefahr trifft nicht euch allein, sondern ganz Genf. Wer kann denn berechnen, wo eine erhitzte, zügellose Menge anhalten wird? Ihr seid aber vermöge eures Amtes verbunden, auf Ruhe und Frieden zu halten."

„Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, spricht der Herr, sondern das Schwert" — versetzte Calvin.

„Derselbe Herr aber spricht: ihr sollt gehorsam sein eurer Obrigkeit" — entgegnete der Berner.

„In Sachen des Geistes giebt es keine irdische Obrigkeit" — sprach Calvin — „da gilt das Wort der Schrift: Es ist besser, Gott gehorchen, als den Menschen!"

In diesem Augenblicke stieß einer der Tumultuanten mit einer Hellebarde das Fenster auf und eine Stimme rief: „Ja oder Nein! Wollet ihr gehorchen?"

„Nein!“ — donnerte Farel, indem er an's Fenster schritt.

„Tod den Rebellen! In die Rhone mit den Tyrannen!“ tönte es aus hundert Kehlen.

„Um Gottes willen, seid Ihr wahnsinnig?“ — rief Ludwig Diesbach, indem er Farel vom Fenster zurückzog — „Wollt Ihr Euren Kopf in den Rachen des wüthenden Tigers stecken?“

„Der hat schon oft d'rinnen gesteckt, und der Herr hat ihn immer wieder herausgebracht“ — entgegnete Farel, der kaum zu bändigen war.

„Nun so hört Ihr mich denn an!“ — sprach der Berner, indem er sich an Calvin wandte — „Wofern Ihr dem Rath nicht gehorchen und das heilige Abendmahl nach dem Ritus der Berner austheilen möget, untersagt er Euch für morgen das Predigen. An Eurer Stelle wird dann der Pfarrer la Mare Predigt und Abendmahl halten.“

Ruhig versetzte Calvin: „So lange ich Prediger bin, gehöret die Kanzel mein; so lange ich in Genf sein werde, will ich mich als Gottes Soldat von meinem Posten nicht vertreiben lassen!“

„Du wirst nicht mehr lange in Genf sein!“ — rief Jean Philippe, indem er mit Einigen von seiner Bande in's Gemach stürzte — „Dem Himmel sei Dank, deine Tyrannei hat ein Ende! Die freien, stolzen Kinder Genfs haben abgeworfen das Joch, das zwei Fremdlinge ihnen auferlegt!“

Calvin schaute den Eindringling fest an. Darauf kreuzte er die Arme über der Brust und sprach: „Das ist also euer Freiheitsgefühl, daß ihr, gleich Räubern, bei Nacht in die Wohnung eines Bürgers dringet und ihm mit dem Tode drohet? Das ist also euer Patriotismus, daß ihr einen Mann hasset und tödten wollt, weil er für die Unabhängigkeit eurer Kirche streitet? Jean Philippe, ich kenne Euch. Genf wird einst bittre Thränen weinen, daß es sich von der Herrschsucht, die sich hinter der Maske Eures Patriotismus birgt, verblenden ließ!“

„Schurke!“ — rief Jean Philippe und griff an seinen Degen, und seine Spießgesellen standen im Begriff, auf die Prediger einzudringen.

Da trat aus dem Hintergrunde Perrin hervor,

entblößte auch seinen Degen und rief: „Wer sie anrührt, ist ein Kind des Todes!“

Die Anhänger Philippe's erhoben ein Gemurmel des Unwillens und der Wuth. Zum Fenster herein aber rief eine Stimme: „Wenn du ein Patriot bist, Perrin, so halte Genf in seinem Zorne nicht auf!“

„Eben weil ich ein Patriot bin“ — versetzte Perrin mit donnernder Stimme — „weil ich Genfs Wohlfahrt und Ehre ebenso sehr im Auge habe, als meine eigne Wohlfahrt und Ehre, darum trete ich jetzt mit Gefahr meines Lebens hervor, um Genf vor einer schmachvollen That zu bewahren. Diese Männer sind Genfs Freiheit gefährlich gewesen; darum habe ich sie gehaßt und habe sie verfolgt mit Spott und Hohn, mit Ingrimm und Entrüstung und habe mit ganzer Seele und allen Kräften an ihrem Sturze gearbeitet. Diese Männer haben jetzt der Obrigkeit den Gehorsam versagt. Ich begrüße diese Gelegenheit sie zu stürzen, um der Freiheit willen mit Freuden. Aber nicht wir sind berechtigt, sie zu strafen, sondern die Obrigkeit. Durch feier-

lichen Spruch des Rathes müssen sie gerichtet werden, nicht durch Ueberfall und Willkür, durch des Landes Gesetz, nicht durch persönliche Leidenschaft. Uns durch den Arm des Gesetzes von diesen Tyrannen zu befreien, wird uns zu ewigem Ruhme gereichen; durch Meuchelmord würden wir unsern Namen mit unvergänglicher Schmach beflecken!"

Nach diesen Worten, welche von der wankelmüthigen Menge mit stürmischem Beifall belohnt wurden, trat Perrin nahe an Jean Philippe heran und flüsterte: „Einst wirst du mir es danken, daß ich dich vor einer zu raschen That bewahrt habe."

„Hörst du nicht den Dank des Gesindels draußen?" — versetzte Jean Philippe mit Hohn — „verlange doch nicht doppelten Dank."

Am andern Morgen zur gewöhnlichen Stunde bestieg Farel die Kanzel in der Kirche St. Gervais. Er segnete das Volk und begann zu predigen. Furchtlos eiferte er gegen die Ausschweifung und Zügellosigkeit der Genfer und schloß mit der Erklärung, in einer Stadt, in welcher so viel Böses im

Schwange gehe, könne er nach Pflicht und Gewissen die Communion nicht begehen.

„Die Communion! Wir wollen die Communion!“ — riefen tausend Stimmen, und alle Zuhörer sprangen von ihren Sitzen auf.

„Keine Communion für Trunkenbolde und Wüstlinge!“ — donnerte Farel, indem er sein flammendes Auge kühn über die Versammlung schweifen ließ.

Die Libertiner entblößten ihre Degen und schaarten sich um die Kanzel. Furchtlos stieg Farel von der Kanzel herab. Furchtlos schritt er zwischen den gezückten Degen hindurch. Aber ohne den Beistand Perrin's und seiner Freunde, die ihn mit ihren Leibern deckten, wäre er nicht davongekommen.

Zur nämlichen Zeit predigte Calvin in der Kathedrale. Auch er beschloß seine Predigt mit der Erklärung, welche Farel gegeben. „Die Communion! Wir wollen die Communion!“ — riefen auch dort die erbitterten Zuhörer. „Ich gehorche Gott mehr, als den Menschen!“ — versetzte Calvin, und verließ, ohne belästigt zu werden, die Kirche.

Am folgenden Morgen, den 23. April 1538, erhielten Farel und Calvin den Befehl, binnen drei Tagen die Stadt zu verlassen.

„Gottlob!“ — sagte Calvin — „Hätten wir den Menschen gedient, so wäre uns nun übel gelohnt. Aber unser Herr ist Gott! Angenehm ist es, sein Kreuz zu tragen!“

Auf einem ärmlichen Wagen verließen sie die Stadt, in der sie so unsägliche Leiden erduldet hatten. Das sie begleitende Volk jubelte und verhöhnte und beschimpfte sie noch.

Als sie durch das Thor fuhren, sprach Farel: „Glaubst du auch jetzt noch, daß man uns einst zurückrufen wird?“

„Ich glaube es, und auch jetzt noch trage ich Genf in meinem Herzen!“

Ende des zweiten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

König, Theodor

Calvin Culturhistorischer Roman von Th. König

Bd.: 2

Leipzig 1861